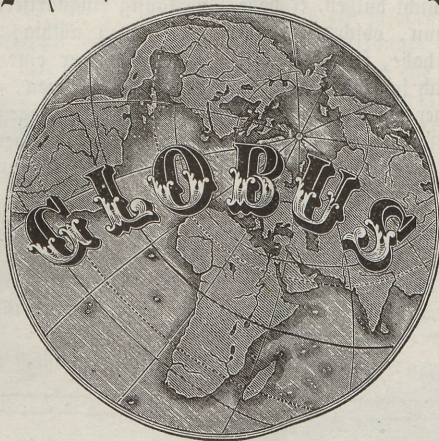


Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLIX.

№ 12.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.

G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajum 1882 bis 1883.

IX.

Ko. Am 10. Oktober kamen die Gesserkudeh und Ellai zurück und setzten sich, ihrem Versprechen getreu, sofort mit dem Reisenden, dem der geizige Sultan gern ihre Bewirthung überließ, in Verbindung. Besonders der Chef der Gesserkudeh — unsere Abbildung zeigt einen seiner Untergebenen nach einer Photographie — benahm sich sehr freundlich; der Gouverneur und Salem hatten ihn völlig gewonnen und er stellte Révoil den besten Empfang bei seinem Sultan und Empfehlungen desselben an dessen Nachbarn und intimen Freund, den Chef der Galla Arrusi, in Aussicht. Die einzige Schwierigkeit liege in der Passage des Gebietes der Rahuin, das Gekidi von dem der Ellai von Ganane trennt; dann könne man ohne alle Schwierigkeit zu den Gallas und mit einer ihrer regelmäßigen Karawanen nach dem großen Marktplatz Harrar gelangen. Endlich schienen alle Schwierigkeiten beseitigt, auch Omar Jussuf stimmte zu und verlangte nur noch einen kurzen Aufschub bis nach dem großen Beiram, dessen Feier binnen wenigen Tagen beginnen sollte. Er forderte sogar die Fremden auf, ihre Karawane, die vorläufig bei Merici, etwas weiter unten am Web, lagerte, nach Gekidi zurückzuführen, um von dort gemeinsam aufzubrechen.

Die Stunde der Erlösung schien endlich zu schlagen; Révoil kaufte gern einen prächtigen Stier und den größten Hammel zum Abschiedsmahle für seine Eskorte; dabei sollte der Vertrag nach Somalilande auf den Adran beschworen werden. In aller Eile wurden mit Julian die nöthigen Vorbereitungen getroffen. Madi Nur, der ehemalige

Geizer der Messagerie-Dampfer, der als Diener fungiren sollte, war mit dem empfangenen Vorschusse durchgebrannt; an seiner Stelle wurde Schuma engagirt, ein Suaheli und ehemaliger Soldat des Sultans von Zanzibar, der als solcher die Kämpfe gegen Mirambo mitgemacht hatte und das Arabische wie die Somalisprache gleich gut verstand; er hatte Révoil's Aufmerksamkeit durch seine Güte gegen die armen Sklaven erweckt, denen er, ganz abweichend von den Somalis, im Stillen allerlei Wohlthaten erwies.

Auch Révoil begrüßte den Anbruch des großen Beiram mit einigen Freundschaften und besuchte pflichtschuldigst die Moschee von Kereile. Aber seine Frömmigkeit sollte ihm nicht helfen; die Gobrons versammelten sich bei ihrem Scheich und beriethen über seine Abreise, aber sie konnten sich nicht einigen und hoben die Versammlung auf, ohne zu einem Beschlusse gekommen zu sein. Dann kam der Kameelhirt und verlangte sein Festgeschenk, und da er die geforderten 10 Piafter nicht erhielt, führte er seine Thiere vor das Haus des Reisenden und kündigte seinen Dienst auf. Es blieb nichts übrig, als nachzugeben. Aber das Schlimmste kam erst. Ali Abdikero führte einen ehemaligen Sklaven des Sultans Achmed Jussuf herbei, der von dem biedereren Schibraïl als Helfer bei dem Morbplane engagirt worden war, den er alsbald nach dem Aufbruche der Karawane ins Werk zu setzen beabsichtigte; er selbst und sein Bruder Osman Hadschi wollten die Todesstreich führen und an der Spitze der ganzen Verschwörung stand Mude Jussuf, der Bruder des Sultans. Révoil wollte alsbald den Sultan

benachrichtigen, aber in demselben Augenblicke ließ ihn dieser rufen und theilte ihm mit, sein Bruder wie seine sämtlichen Verwandten wollten die Abreise nicht dulden, er habe sich mit ihnen entzweit und werde nun, obschon er seit 10 Jahren seine Hütte nicht verlassen habe, selbst zu Esel steigen und die Karawane führen. Auch seine Frau führte eine pathetische Scene auf, in welcher sie nochmals die beiden Franzosen für ihre Kinder erklärte, und soweit schien Alles wieder gut.

Aber nun gab es wieder Konflikte zwischen den Bewohnern von Gelidi und denen von Mereri, wo die Karawane vorläufig einquartiert war, und wieder wurden endlose Verhandlungen nöthig, die den Aufbruch verhinderten. So verging wieder eine Woche und Révoil konnte sie nicht anders hinbringen, als indem er mit einem Somali, der für den besten Bogenschützen im Lande galt, auf die Jagd ging. Von demselben wurde folgende romantische Geschichte erzählt. Als er jung war, lebte am Web ein Somali-



Ein Messerkuduh. (Nach einer Photographie.)

mädchen von so wunderbarer Schönheit, daß die gesammte Jugend von Gelidi sich um sie bewarb. Sie versprach endlich ihre Hand Demjenigen, der mit demselben Pfeile die Pfote und das Ohr einer Gazelle treffen könne. Révoil's Führer unternahm es, das Unmögliche möglich zu machen. Aus einem Hinterhalte schoß er einen Pfeil auf eine Gazelle ab, so daß er sie nur ganz leicht am Ohre streifte, und als sie die Pfote hob, um das Insekt, von dem sie sich gestochen glaubte, zu verjagen, sandte er den zweiten Pfeil,



Der beste Bogenschütze von Gelidi. (Nach einer Photographie.)

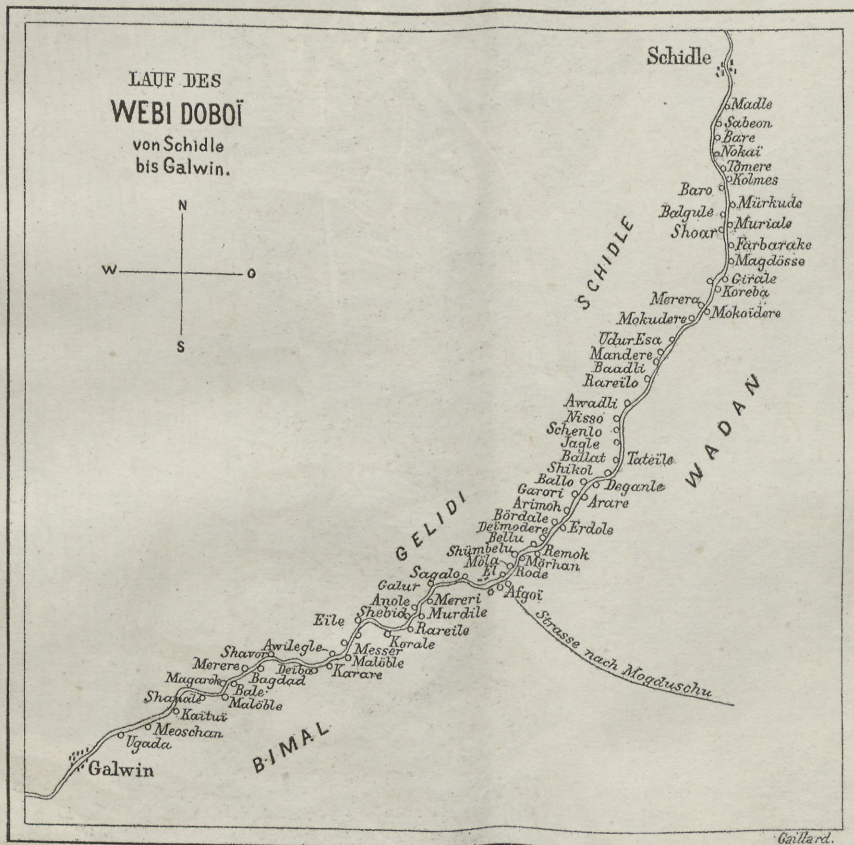
nagelte damit die Pfote und das Ohr an den Kopf und gewann so die Helena des Somalilandes. Jedenfalls war er ein ganz vorzüglicher Schütze und Révoil hatte ihm manchen seltenen Vogel zu danken; nur zur Jagd auf die Marabuts ließ er sich nicht verwenden, es wäre ihm eine Schande gewesen, einen dieser für unrein geltenden Vögel zu tödten, die im Dorfe häufig genug waren und dort etwas Straßenpolizei ausübten. Révoil erlebte übrigens bei einem dieser Ausflüge ein Abenteuer mit einem gereizten Wespen-

schwarze, das in seiner Art noch unangenehmer war, als das mit dem Schreiadler, und ihn für ein paar Tage an jeder Thätigkeit verhinderte.

Ein heftiger, zweitägiger Gewittersturm mit sintfluthartigem Regen kündigte den Beginn der Regenzeit an; Gelidi verwandelte sich in einen großen Morast, in dessen lehmigem Boden Menschen und Thiere kaum vorwärts kommen konnten. Der Web wurde in wenigen Stunden zu einem gewaltigen Strome, der Bäume in großer Menge mit sich führte; das ganze Quartier el-Node wurde durch einen von der Höhe herabstürzenden Wildbach überschwemmt und von seinem vielfährigen Schmutze gereinigt. Die Somalis jubelten und begrüßten die Befruchtung ihrer Felder mit Tänzen, wenn auch nicht in so lärmender Weise, wie ihre Landsleute in Mörka.

Névoil war weniger erfreut, denn während der Regen-

zeit konnte man kaum an die Bildung einer Karawane denken; der ganze Boden bis nach Dasit ist Thonboden, in welchem ein beladenes Kameel bei diesem Wetter unmöglich fortkommen konnte. Trotzdem hielt der Scheich daran fest, daß wenigstens ein Theil der Karawane unter Abdi Abdiker o und Hali Hamed mit den Waaren aufbrechen sollte, während der Reisende mit nur wenigen Lastthieren, aber einer guten Eskorte, kurz darauf folgen würde. Vorläufig war er aber durch das schauerhafte Wetter auf die nächste Umgebung seiner Hütte beschränkt und auf die Gesellschaft seines getreuen Julian, der nummehr seit vier Monaten die Wohnung nur dreimal auf ganz kurze Zeit verlassen hatte. Er lebte in stetem Kampfe mit der durchtriebenen Jugend, welche Löcher in die Hüttenwände bohrte und der besonders die Spiritusflammen unter der Kaffeemaschine immer neues Staunen abnötigte. Ihre Berichte

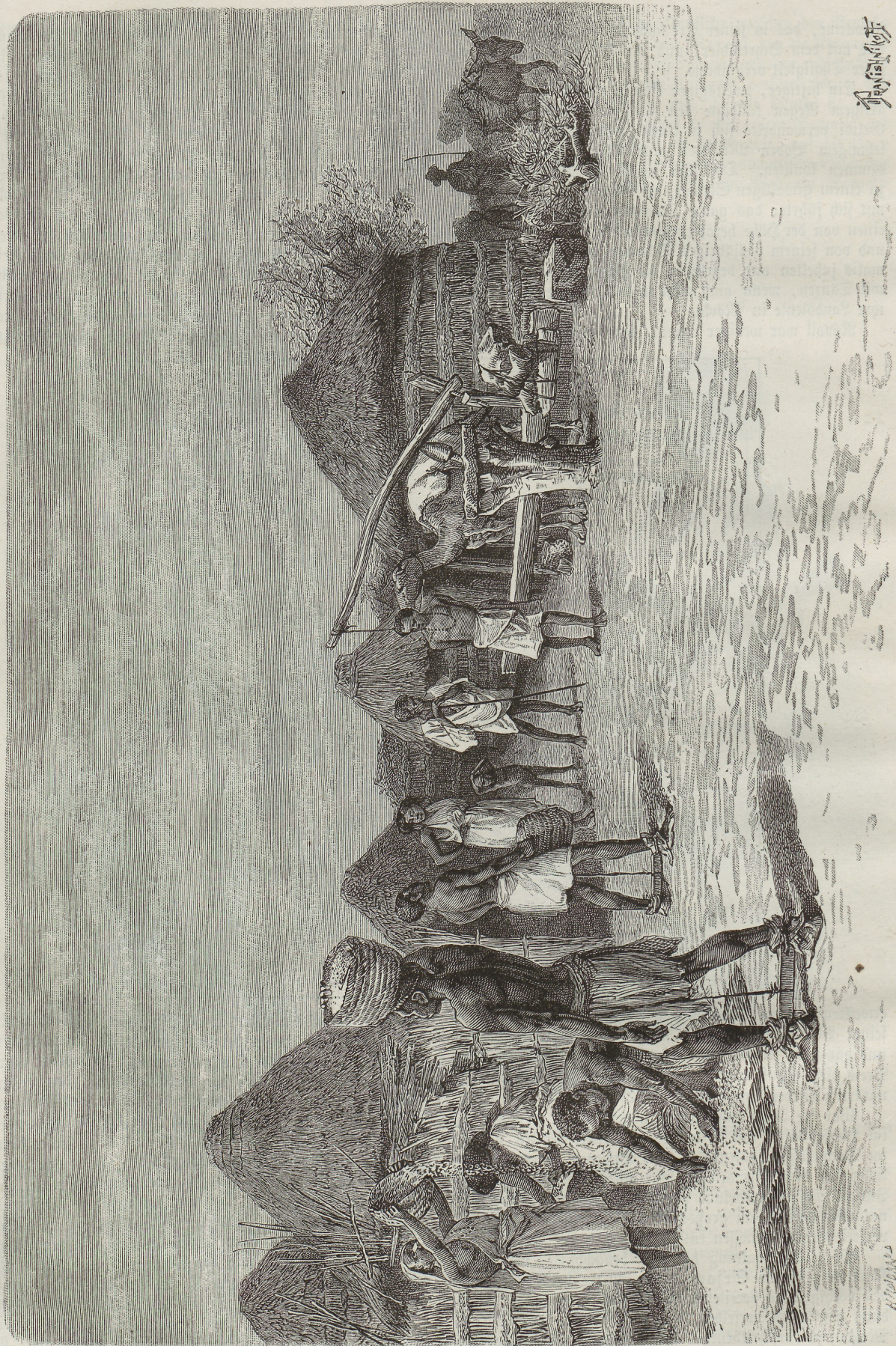


erweckten bei den Somalis den Argwohn, daß Julian in seiner Abgeschiedenheit sich mit Goldmacherei beschäftige, und gar nicht selten kamen Einzelne und wollten um jeden Preis diese Kunst erlernen; dem Sultan gab das Gerücht natürlich wieder Anlaß zu neuen Erpressungen.

War die Jagd nach außen abgeschnitten, so wurde sie im Hause dafür um so besser; ungeheure Ratten nisteten im Dachstroh, Tausendfüße und Spinnen waren zuthunlicher, als den Reisenden lieb war, und eines Morgens fand Julian im Laboratorium sogar eine prächtige Viper, die natürlich bald in ein großes Glasgefäß wanderte, das schon verschiedene Artgenossen enthielt.

Einige Unterhaltung bot eine benachbarte, von einem Kameele getriebene Sesammühle, in welcher Omar Zuffuf das nöthige Del bereiten ließ; sie war, wie unsere Abbildung zeigt, von derselben Konstruktion, wie die früher in Mogduschu beschriebene. Die nöthigen Sesamvorräthe

waren in den nächsten Hütten aufgespeichert, während Mais und Durrah, wie immer bei den Somalis, in unterirdischen Höhlungen (Silos, hier Defra genannt) aufbewahrt wurden; um die Körner vor der Berührung mit den Lehmwänden zu schützen, kleidet man diese Höhlen sorgfältig mit Rohr aus. Sie ziehen natürlich eine Masse wühlender Nagethiere an und unter diesen fand Névoil zu seiner freudigen Ueberraschung als das häufigste den fast verschollenen Heterocephalus glaber Hüppel, von dem bisher nur das einzige im Frankfurter Museum aufbewahrte Original-exemplar bekannt war. Das Thierchen, das wir in halber Lebensgröße abbilden, fand sich in Unmenge in den Höfen des Dorfes, es führt, wie der Maulwurf, ein vollständig unterirdisches Leben und verräth sich nur durch die überall aufgeworfenen Haufen, die fast wie das Modell eines Vulkanfraters aussehen. Von den Somalijungen leutete die Reisenden bald, wie man die Thierchen zu fangen hat; sie



Sejam - Mühle. (Nach einer Photographie.)

REBOIL

lauerten ihnen, mit einer langen spießartigen Nadel bewaffnet, auf, wenn sie einen neuen Haufen aufwarfen, und durchbohrten sie mit einem geschickten Stoße ¹⁾.

Der 24. Oktober kam und noch immer war kein Anfang zur Ausrüstung der Karawane gemacht. Von Ganane kam ein Verwandter des dortigen Scheichs, Eden Asseno, um sich zur Verfügung des Reisenden zu stellen, aber nun weigerte sich Abdi Abdifero, mit der Karawane allein voranzugehen. Jetzt änderte Révoil seine Taktik. Mit aller Bestimmtheit erklärte er dem Sultan, daß er, wenn nicht bis zum 30. Oktober der Aufbruch erfolge, auf die Reise überhaupt verzichte. Er werde dann Julian mit allem Gepäck nach Mogduschu zurückschicken, selbst aber Gelidi nicht eher verlassen, als bis er den letzten Heller, den der Sultan ihm

abgepreßt, wieder zurückerhalten habe. Aber auch das half nicht viel, doch wurden die Ältesten der verschiedenen Stämme von Gelidi zu einer neuen Berathung zusammenberufen. Alle sahen ein, daß die Gelidis sich gegenüber den Somalis von Hamarwin und Mogduschu lächerlich machen würden, wenn sie den Reisenden nicht nach Ganane führen könnten, nachdem sie einmal die Verpflichtung übernommen, und sie erkannten auch an, daß die beiden Fremden sich durchaus richtig benommen und den Aman nicht ein einziges Mal verletzt hätten. Also entschloß man sich, zunächst einmal den D a f i t und den E l l a i je einen Stier zu senden und freien Durchzug für die Karawane zu verlangen; für die Alten in Ganane wurden zwei Kameelladungen Stoffe als Geschenk in Aussicht genommen. Dmar



Voranschule.

Jussuf, dessen Eigenliebe durch die Stichelreden seiner Stammesgenossen schwer gekränkt war, schwur, daß er seine Gastfreunde bis nach Armedo oder Bur Heibi begleiten und dort bleiben würde, bis er sie sicher in den Händen von Osman Asseno in Ganane wisse. Noch in derselben Sitzung schrieb er einen Brief an Salem und den Gouverneur von Mogduschu und verlangte von ihm vier Soldaten als Ehrengarde und zwei Fäßchen Pulver, um im Namen des Sultans von Zanzibar die nöthigen Ehrensalben ab-

geben zu können; dann gab er dem Kameelhirten den gemessenen Befehl, die Thiere für den 3. November bereit zu halten.

Dmar Jussuf hatte nun, wo seine Eigenliebe so sehr ins Spiel kam, den besten Willen, aber es kamen noch Unannehmlichkeiten genug. Eines der besten Lastthiere wurde gestohlen, was allein schon wieder einen Aufschub von ein paar Tagen veranlaßte; dann verlangte der Scheich, daß Révoil die beiden Ladungen Stoffe bezahlen solle, die er zum Geschenke für Osman Asseno in Ganane bestimmt hatte; endlich betrieb Osman Had sch i I b r a h i m ganz offen die Bildung einer Bande, welche die Karawane plündern und die Reisenden tödten sollte. Die meisten Somalis erklärten sich zwar gegen ihn und schließlich wurde er gezwungen, seine Hetzpredigten in den Moscheen einzustellen,

¹⁾ Ziemlich gleichzeitig mit Révoil hat auch der englische Reisende Lord Philipp's das Thier im centralen Somalilande bei Ogadein aufgefunden und beschreibt die Art, in welcher es stößt, genauer; es wird von den dortigen Somalis Farumfer genannt und in derselben Weise gefangen wie in Gelidi.

aber immerhin fand er Anhänger genug. Besonders schloß sich ihm Hamed Ugau an, der dem Bruder des Sultans zürnte, weil er ihn von der Eskorte des Reisenden beim Zuge von Mogduschu nach Gelsidi ausgeschlossen hatte; um diesen zu ärgern, wollte er den Reisenden tödten, und hatte sogar geschworen, seine Frau zu verstoßen, wenn er den Reisenden nicht mit eigener Hand niederstieße. Trotzdem hatte er mit Névoil in Gelsidi ganz freundlich verkehrt; aber nun gewannen die Heterereien des fanatischen Hadschi wieder Einfluß auf ihn. — Dagegen versöhnte sich Névoil wieder mit Hamed und Schibrail Musa, welche das oben erwähnte Attentat gegen ihn geplant hatten, und besuchte den letzteren sogar in seiner Wohnung in Belguri.

Auf dem Wege dahin konnte Névoil eine Koranschule besichtigen, welche der Lehrer, Malöm von den Somalis genannt, unter freiem Himmel abhielt; das Verfahren war natürlich ganz wie in anderen mohammedanischen Ländern auch; als Tafeln dienten Bretter, auf welche die zu lernenden Koranverse geschrieben wurden. — Derselbe Gang gab ihm Gelegen-

heit, dem Begräbniß eines angesehenen Alten beizuwohnen. Die Leiche, in ein weißes Leinentuch eingewickelt, lag auf einer Tragbahre, die ebenfalls mit einem weißen Tuche bedeckt war. Den Boden hatte man mit

Kinderhäuten bedeckt, welche von den Lagerstätten der Nachbarn entlehnt waren. Neben der Leiche stand aufrecht der Malöm und rühmte das Leben und die Heldenthaten des Verstorbenen, während das Trauergefolge auf der Erde kauerte und Schafe und Ziegen munter unter ihnen herumliessen; die Vorübergehenden spuckten mehrmals auf den Katafalk. Nach Beendigung seiner Rede sprach der Malöm die nöthigen Gebete und das Begräbniß erfolgte ganz in derselben Weise, wie in anderen mohammedanischen Ländern auch.

Trotz der Versöhnung dauerten aber die Heterereien der verschiedenen Parteien in Gelsidi fort, und selten endeten die Verathungen anders, als daß eine Partei im Zorne und mit Drohungen gegen die Schützlinge der Anderen die Wohnung des Sultans verließ. Die Kosten der Zusammenkünfte mußte natürlich Névoil tragen.



Heterocephalus glaber. (Halbe natürliche Größe.)

Die Samojeden.

Von de Dobbeler.

II.

In der Regel werden drei Renthiere vor den Schlitten gespannt, und da denselben nicht, wie den Pferden, Gebisse ins Maul gelegt werden können, so dienen statt dessen aus Bein geschnitzte und mit Riemen fest am Kopfe gehaltene Lenker. Unmittelbar gelenkt wird nur das links gehende Ren mit einem einfachen langen Lenkriemen. Das zweite Ren ist an dem Bauchgurt des ersten, das dritte an dem des zweiten befestigt. Aus diesem Grunde und weil die Zugriemen beweglich in Ringen liegen, welche vorn am Schlitten befestigt sind, bleibt immer ein Ren etwas hinter dem anderen zurück. Das stärkste Thier voran, bilden die übrigen mit diesem eine schräge Linie, was sehr gut aussieht. Die Lehrer dieser Völker waren die Natur und die Erfahrung; wie die Zugvögel in der Luft, so flogen sie mit ihren Renthiern über die Schneeebenen.

Unentbehrlich bei Führung der Renthiere ist ferner ein sehr langer Speer, dessen stärkeres unteres Ende mit einer starken Eisenspitze versehen ist und dessen schwächeres oberes Ende einen mäßig großen Knopf trägt. Die Eisenspitze dient zum Schutze gegen Raubthiere, besonders gegen Wölfe. Beim Lenken und Antreiben hat der Samojede diesen Speer unter dem Arme in der Hand, so daß die eiserne Spitze desselben sich hinter seinem Rücken befindet, während er mit dem auf dem Speere befindlichen Knopfe die Renthiere

stößt und figelt und ihnen denselben bald von der einen, bald von der anderen Seite zeigt. Gut eingewöhnte Renthiere sollen still stehen, sobald der Führer den Speer zur Erde wirft; hilft dieses nicht, so wird der Lenkriemen stark nach links gezogen, oft so stark, daß das Leitren zu Boden fällt.

Wenn Fische oder andere Waaren in großer Menge transportirt, also Karawanen gebildet werden, so gehen diese verhältnißmäßig langsam und es werden alsdann nur zwei Renthiere vor den Schlitten gespannt. Vor andere Schlitten werden auch hin und wieder vier, ja fünf gespannt, aber nicht mehr.

Die von den Samojeden selbst gemachten Bote haben eine Länge von 4 bis $5\frac{3}{4}$ m und in der Mitte eine Breite von 60 bis 85 cm. Sie werden nach beiden Enden allmählich und gleichmäßig schmaler. Die Samojeden verfertigen dieselben entweder aus einem Stücke, wenn sich ein passend starker Baum dazu findet, oder die Bote bestehen aus drei Theilen, nämlich dem unteren, auf dem Wasser ruhenden und aus einem Baumstamme gehauenen Boden, und den beiden, etwa 36 cm hohen Werten, welche vermittels durch Löcher gezogener zäher Baumwurzeln oder Weidengerten und Harz fest und wasserdicht mit dem Boden verbunden werden. Jedes Boot ist fein gearbeitet, der

Boden 2 cm, die Wände 1 cm stark. Im Inneren sind keine Sitze, wohl aber vier bis sechs Querbölzer, welche etwas unter den Kanten des Bootes eingelassen und durch kleine Holzpflocke befestigt, dazu dienen, demselben eine größere Festigkeit zu geben. Entstehen Spalten im Boote, so werden diese ebenfalls mit Weidenzweigen oder Baumwurzeln dicht gemacht, so daß ein altes Boot oft wie zusammengengenäht aussieht. Am besten kann man sich ein Bild von diesen Bötten machen, wenn man eine Erbsenschote aus einander biegt und derselben durch kleine, zwischen die beiden Schalen gestellte Holzstäbchen die Form eines Bootes giebt.

Die Ruder sind entweder einfache, mit einer länglichen, etwas gebogenen Ruderchaufel versehene, oder Doppelruder mit zwei kurzen Schaufeln und den schon bekannteren Eskimorudern ähnlich.

Schon einmal habe ich erwähnt, wie geschickt die Samojeden mit diesen kleinen, zierlichen Bötten umzugehen wissen, sie oft schwer beladen und mit ihnen einem nicht unbedeutenden Wellenschlage Trotz bieten können. Beim Rudern liegen sie mit den Knien auf einem Weidenbündel und bewegen das Ruder von einer Seite zur anderen. Derjenige, welcher mit diesen Bötten nicht umzugehen versteht und sich hineinwagt, wird bald ein unfreiwilliges Bad nehmen. Findet man bei den Samojeden größere Segelböte, so haben sie dieselben von den Russen erhalten.

Schon früher erwähnte ich, daß dieses Volk nur das Messer, das Beil und die Nadel als Werkzeuge gebraucht. An ihrem Zelte, an ihren Schlitten und Bötten wird man keinen eisernen Nagel, nichts durch Leim verbunden finden. Alles bekommt schon durch die Art und Weise, wie es in einander gefügt wird, Halt, und wo nachgeholfen werden muß, geschieht dieses durch kleine Holzpflocke. Den Samojeden kommt hierbei das außerordentlich feste, zähe und biegsame Holz des dort befindlichen Lärchenbaumes sehr zu Hilfe.

Die zu den Zelten gehörigen Stangen und Bretter, die Schlitten, Böte und Ruder sind aus Holz hergestellt. Der Knopf auf der Speerstange, die vorn am Schlitten befestigten Doppelringe, in welchen die Zugriemen liegen, sind entweder aus Holz oder aus Bein geschnitzt. Die am Kopfe liegenden, zum Zaume gehörigen Lenker sind immer aus Bein hergestellt. Es werden hierzu Renthierknochen, Mammothknochen, Mammothzähne und Walroßzähne genommen. Die Riemen am Renthiergeschirre sind von der Haut des wilden Renthieres, des Walrosses, der Delfine und anderer Thiere. Der Halsgurt ist aus den noch mit Haaren versehenen Fellen des Eisbären, des braunen Bären oder anderem hierzu passenden Materiale gemacht. Die Bauchgurte bestehen fast immer aus gegerbtem Rindleder, welches durch Handel erworben wird.

Vor den Männer Schlitten eines wohlhabenden Samojeden werden vor allen Dingen drei ausgezeichnete Renthiere gespannt. Die an den Säumen derselben befindlichen Lenker sind theilweise aus Mammothzähnen hübsch geschnitzt und gefärbt. Die Zaumriemen sind mit langen, roth, braun oder gelb gefärbten Lederfransen geschmückt. Die Halsgurten bestehen aus dem mit langen weißen Haaren versehenen Felle des Eisbären. Die aus gegerbtem Rindleder hergestellten Bauchgurte sind mit Messingknöpfen verziert; an der des Renthieres befindet sich ein Haken, in welchem der Lenkriemen liegt. Verbunden sind die Renthiere durch blanken Messingketten. Die Doppelringe am Schlitten und der Knopf auf der Speerstange sind aus den elfenbeinliefernden Zähnen des Walrosses geschnitzt. Auf dem Schlitten liegt ein schneeweißes Renthierfell und an der Seite desselben hängt im ledernen Gewehrhalter ein Gewehr.

Die Samojeden besitzen außer dem Renthiere und dem Hunde kein anderes gezähmtes Thier. Es ist bekannt, wie unentbehrlich den nordischen Völkern das Renthier ist; weil aber schon viel darüber geschrieben worden, erwähne ich möglichst wenig.

Die verschnittenen Thiere, welche, wie unter den Kindern die Ochsen, einen großen Theil der Renthierherden bilden und zur Arbeit, besonders zum Ziehen schwererer Lasten gebraucht werden, sind die größten und ruhigsten. Diese Thiere haben von der Schnauzenspitze bis zum Schwanz eine Länge von 1 m 87 cm und vom Boden bis zum Geweihe eine Höhe von 1 m 20 cm. Das Geweih ist 62 cm hoch, also beträgt die Höhe vom Boden bis zur Spitze des Geweihes 1 m 82 cm. Das Geweih derselben ist zwar sehr groß und hat oft 20 Enden, aber es ist selten hübsch und regelmäßig. Die männlichen Renthiere, welche in geringer Anzahl gehalten werden, sind ein wenig kleiner, aber natürlich viel lebendiger und geschmeidiger. Besonders hübsch sind die weiblichen Renthiere; sie sind bedeutend kleiner als das beschriebene, aber ungemein beweglich und ausdauernd, auch ihr Geweih ist zwar klein, aber sehr regelmäßig und fest. Wenn die Samojeden das Alter eines Hens bestimmen wollen, so sehen sie nach den Zähnen.

Die Hunde der Samojeden sind kleine, muntere und gelehrige Thiere. Sie werden niemals zum Ziehen benutzt, sondern dienen hauptsächlich zum Hüten und Zusammenreiben der Renthiere und werden auch ihres Felles wegen gehalten. Ihre Länge beträgt 67 cm, ihre Höhe 38 cm, wenige sind größer oder kleiner. Ihre Farbe ist hellgelb, selten schwarz oder schwarz und weiß. Diese Hunde werden, wenn sie den Fischern gehören, nur mit rohen Fischen ernährt. Sie bellen viel; die Tollwuth kommt, wenn auch selten, im Sommer wie im Winter unter ihnen vor.

Die Erwerbszweige der Samojeden sind ausschließlich Renthierzucht, Jagd und Fischerei. Wenn auch jeder Samojede Hirt, Jäger und Fischer in einer Person ist, so beschäftigen sich doch die wohlhabenden mehr mit Renthierzucht, die ärmeren mehr mit Jagd und Fischerei und das Ziel aller wird immer sein, Besitzer von möglichst vielen Renthiere zu werden. Das Ren ist ihr Hauptgut, ihr Kapital, und sie berechnen auch alles in Renthierwerthen.

Das Klima und die Nahrungssorge zwingt die Menschen und die meisten dort lebenden Thiere zu beständigen Wanderungen. Der Hirt hat fortwährend mit seiner Heerde zu thun, er muß sie dahin führen, wo die beste Weide, hauptsächlich das beste Renthiermoos (Flechte), ist und zieht im Frühjahr und Sommer mit ihr von Süd nach Nord, im Herbst und Winter von Nord nach Süd. Beständig muß er auf sie achten, sie zusammenhalten, sie gegen Raubthiere, besonders gegen Wölfe, schützen. Im leichten Schlitten mit den schnellsten Renthiere umfährt er die Heerde; mit dem langen Lasso fängt er die widerspenstigen und jungen Thiere ein und lehrt sie und gewöhnt sie daran, den Schlitten zu ziehen. Der von ihm gebrauchte Lasso ist 21 m lang und von starken Riemen fest und künstlich geflochten; an dem einen Ende desselben ist ein aus Knochen geschnitzter Doppelring befestigt, vermittelst dessen die Schlinge hergestellt wird. Die Speise der Hirten ist Renthierfleisch, die Milch dieser Thiere benutzen sie sehr selten.

Der samojedische Jäger folgt dem ebenfalls hin und her wandernden Wilde. Er besitzt wohl ein altes, mit Feuersteinschloß versehenes Gewehr, sehr selten ein Perkussionsgewehr. Er verfolgt die Fährte der wilden Renthiere; sieht oder vermuthet er solche in einiger Entfernung, so legt er sich auf den Schnee nieder und kriecht langsam und mit

Ausdauer so nahe wie möglich heran. Hierbei bedient er sich eines Brettes, welches er vorhält, um sich zu verdecken. Dieses Brett hat ein halbmondförmiges Loch, durch welches der Jäger das Wild beobachtet und, sobald er nahe genug herangekommen ist, das Gewehr legt, um zu schießen. Immer wird auch ein Bogen im Besitze des Jägers sein und fehlt ihm das Gewehr, welches häufig der Fall ist, oder hat er keine Munition mehr, so muß Bogen und Pfeil allein genügen; kleineres Wild wird ausschließlich nur mit letzterer Waffe erlegt. Der Bogen der Samojeden ist über 2 m lang, groß und stark, er ist in der Mitte, da wo der Pfeil aufgelegt wird, ein wenig nach innen gebogen und mit starker Sehne versehen. Die 80 cm langen Pfeile sind aus Holz gemacht, ziemlich stark und da, wo sie auf der Sehne liegen, mit einer Kerbe und drei mächtig langen Federstreifen versehen. Die Pfeilspitzen werden entweder, wie die schon beschriebenen eisernen Speerspitzen, in ostjakischen Schmieden gemacht oder die Samojeden schnitzen sie aus starken Knochen; sie sind entweder spitz oder gabelförmig getheilt; letzteres geschieht, um die Felle der Pelzthiere weniger zu beschädigen und um die Pfeile nicht zu verlieren. Zwar habe ich erwähnt, daß zu den Schlitten und Böten, also zu den größeren Gegenständen, kein Leim verwandt wird, zu kleineren Gegenständen wird aber ein aus Fischblasen verfertigter Leim benutzt. Es ist der Bogen mit ganz feinem Birkenbast beklebt und erhält dadurch ein Aussehen, als sei er polirt, ebenso sind die Pfeile da, wo die Kerbe ist, und da, wo die Pfeilspitze eingefügt ist, mit feinem Birkenbast umwunden und beklebt. Daß der Bogen keine ungefährliche Waffe ist, mag folgende Thatsache erklären. Vor etwa 40 Jahren wollte eine Samojeden-schaar unter ihren Anführern Wauju und Pani Obdorsk stürmen. Sie probirten vorher ihre Bogen und Pfeile und brachten es dahin, daß sie mit denselben aus ziemlicher Entfernung, trotz dicker, doppelter Pelzbekleidung, einen Menschen tödten konnten. Der Anschlag auf Obdorsk wurde damals verrathen und im Keime erstickt.

Außer Bogen und Pfeil verfertigen die Samojeden eine große Anzahl der verschiedensten Fallen. Eine dieser Fallen besteht aus einem zu diesem Zwecke hergestellten Bogen; die Sehne desselben wird durch ein hierzu passendes Holz gespannt gehalten. An dem letzteren ist eine Schnur befestigt, welche in einiger Entfernung über die Fahrte des Wildes gezogen wird. Berührt das Wild die Schnur, so fällt das die Sehne haltende Holz zurück und der Bogen schleudert den Pfeil mit außerordentlicher Kraft. Daß zu dem Stellen der Fallen viele Kunstgriffe und Kenntnisse gehören, welche durch Erfahrung gesammelt werden müssen, wird jeder Jäger wissen.

Zur Jagd der Samojeden gehört in erster Reihe das wilde Renntier, der braune Bär, der Vielfraß, der Wolf, welcher oft eine außerordentliche Größe hat, wie die von

mir gesehenen Felle zeigten; besonders aber die Füchse, wie der weiße Eisfuchs, welcher jung die grau aussehenden Krestovatikbälge liefert; auch sah ich schwarze und blaue Eisfuchsbälge; dann der gewöhnliche rothe Fuchs und mit ihm der echte Schwarzfuchs; das Fell des letzteren kann einen Werth bis zu 1000 Rubel haben, die Samojeden erhalten im Tauschhandel aber höchstens 60 Rubel. In großen Mengen wird das, das Grauwerk liefernde Eichhörnchen sowie weiße Hasen erlegt. Im Sommer leben an den Flüssen und Seen wilde Schwäne, eine ungeheure Anzahl Gänse und Enten verschiedener Arten; vielfach vorkommend und wenig schein ist der rothkehlige Taucher, von den Russen Gagag genannt, und die Uferschnepfe. Häufig von mir bemerkt wurden ferner nur eine Art großer schöner Möven (*Larus affinis*), der Raufußbuffard, die Schneeeule, Schneehühner und Krähen (Nebelkrähen); unter den kleinen Vögeln fällt namentlich die in großer Anzahl vorkommende Uferschwalbe auf. In unserer Faktorei hatte sich ein Sperling angesiedelt; der alte Jungfelle mußte es aber mit dem Tode büßen, daß er seine nördlichste Verbreitungsgrenze (Beresow) überschritten und sich in das Reich der Samojeden gewagt hatte, welche eben alles tödten, was sie bekommen können. Der Sperling war H. Robert zuerst am Taß begegnet und war dann mit nach der Faktorei am Burr gezogen.

Erzählt wurde mir, daß es oft viele Mäuse gebe, wahrscheinlich Lemminge, die Hauptnahrung der Füchse und eines der Krage ähnlichen, im Wasser lebenden Thieres; unsere Hummel sah ich selbst und das Innere der Blockhäuser war angefüllt mit „Preußen“, wie sie die Russen nannten, und welche dieselbe Stelle vertraten, wie bei uns die Schwaben; harmlose, außerordentlich furchtame und die Wärme ungemein liebende Thiere.

Die Samojeden kommen bis zum Nördlichen Eismeer auf der Samojedenhalbinsel; der Mündung des Taß-Busen gegenüber fanden wir ein Todtenlager; sicher ist, daß die Samojeden weit nördlich vom Taß-Busen ihre Renntiere weiden lassen, und sie erzählten von dem Fischreichthume im Gyda-Busen. Unter den Samojeden war mir ein hübsch gewachsener, gewandter tüchtiger Jäger bekannt, welcher gut russisch sprach; der Reichthum desselben bestand in einem sehr guten Gewehre, welches er von einem Kapitän (Nielsen), dem er behilflich gewesen war, geschenkt bekommen hatte. Er schoß damit Delfine (der Weißwal, die Belucha oder der Delfin der Russen); er sowie andere samojedische Jäger streiften weit nach Norden, und dann gehört zur Jagd derselben auch der Eisbär, das Walroß und der Seehund. Die Samojeden ziehen im Winter südlich bis Surgut, sie treffen dann den Elch, auch wohl Zobel und Hermelin, Auer-, Birk- und Haselhühner. Von Zobel und Hermelin habe ich wenig gehört, nur ein einziges Zobelfell gesehen; sie sind im Süden Sibiriens häufiger.

Die gegebenen Vorbilder für den Landbau im Camerun-Gebiete.

Von A. Freiherr von Hammerstein.

II. (Schluß.)

Alle diese Kulturen und Leistungen sind nun an der ganzen Westküste viel schlechter möglich als in den portugiesischen Kolonien. Die Erfolge, die Soyaux in Heranziehung der Eingeborenen veröffentlicht hat, hat er

thatsächlich nicht gehabt, denn ich habe seine verantwortlichen, eigenhändigen Berichte gelesen, in denen er seine übeln Erfahrungen in der Hinsicht schildert und versichert, nie mehr einen Eingeborenen zur Arbeit nehmen zu können.

Und wenn Hübbe-Schleiden in seinem Buche „Aethiopien“ sagt, daß in seinem sogenannten Aethiopien, nämlich Aequatorialafrika, das Angebot der Negerarbeit unbeschränkt sei, will ich nicht das veröffentlichen, was er selbst mit seinen Negerarbeitern erfahren hat.

Unter der Anregung und Fortbildung der portugiesischen Regierung hat sich dagegen ein System gebildet, das ich als segensreich bezeichnen muß, nicht nur für den Arbeitgeber, sondern auch für den Neger. Es ist als „moderne Sklaverei“ verschrien, aber ganz grundlos durch Philanthropen, die die Neger Afrikas ebenso wenig kennen, wie einen Segen der Arbeit, wie das u. A. auch der erfahrene Reisende Dr. Falkenstein und neuerdings viele Andere treffend nachweisen. Die Leute sind in ihrer Heimath, in Angola, Benguela und Loango, Sklaven, d. h. wirkliche, darbenende, geschundene Sklaven. Unter der Aufsicht der portugiesischen Regierung werden sie gekauft, erhalten einen Kontrakt auf sieben Jahre, nach deren Ablauf sie die Freiheit haben. Ein Handel damit ist ausgeschlossen. Arbeitsleistung, Nahrung, Kleidung, Lohn und Wohnung sind in guten Verhältnissen vorgeschrieben und die Regierung achtet in San Thomé genau auf die Ausführung der Bedingungen, wie sie hier außerdem durch Wegebau, Förderung von Handel, Landbebauung und Kultur sehr thätig und anregend wirkt.

Auf diese Weise sind in der Kolonie San Thomé und Principe viele Tausende von Männern und Weibern mit den nöthigen Kinderchaaren beschäftigt. Dieselben werden fast durchweg streng in Reinlichkeit und Ordnung gehalten, sie bekommen reichliche Nahrung und haben in Anbetracht des für sie kühlen Klimas gute Wohnungen und je einen Strohsack und eine wollene Decke als Bett. Sie wissen, wofür sie arbeiten, und sind sehr zufrieden. Wer sich die Freiheit und ein hübsches Verdientes erarbeitet hat, bleibt meistens in diesem Verhältnisse oder kehrt bald in dasselbe zurück, nie aber geht er heimwärts, sondern siedelt sich sonst auf San Thomé an, wo die vielen auf diese Weise entstandenen, kleinen freien Negerfamilien ein angenehmes oder gar faules Dasein sorgenlos führen und durch Arbeit zu Menschen geworden, auch das Christenthum wirklich in sich aufnehmen. Das ist keine Sklaverei, das ist praktische Mission. Das sind segensreiche Einrichtungen, die ja auch ihre Ausartungen und Ausnahmen zeigen, aber solche können durch die vernünftige Leitung einer starken Regierung auch fast ganz vermieden werden.

Für das an der Küste und im Flußgebiete der Kolonie Camerun weit ausgebehntere Flachland habe ich an anderer Stelle gleichfalls nachgewiesen, daß für die Bebauung günstige, fruchtbare Böden in guter Lage reichlich vorhanden sind; die Urwälder auf dem Granitboden Batangas, das Flußgebiet des Mungo und die Niederungen zwischen dem Camerun-Gebirge und den Kumbibergen bieten solche ganz besonders. Für sie ist an Erfahrungen durch ein rein deutsches Unternehmen reichlich gesammelt, um mit dem Landanbaue durch Handelsgewächse in ihnen zu beginnen, sobald die Negerarbeiterfrage gelöst sein wird. Dieses Unternehmen ist die Sibange-Farm.

Die Kaffeepflanzung „Sibange-Farm“ ist ein Unternehmen der Firma Woermann und liegt etwa 7 km ostnordöstlich von Gabun, dem Hauptorte der gleichnamigen französischen Kolonie, und ungefähr südlich von dem südlichsten Zipfel der Mundabucht.

Das Terrain ist ein hügeliges, erhebt sich aber nur in einzelnen steilen Bergkuppen höher als 40 m über die Meereshöhe. Das Gebirge besteht vorwiegend aus einem grauen, stark thonigen, dickschieferigen, feinkörnigen, kalkhaltigen Sandsteine, die Kuppen und etwas höheren Hügel

sind von dem den Laterit kennzeichnenden porösen, schlackig-nierenförmigen, thonigen Roth Eisensteine, dem man an der ganzen Westküste so viel begegnet. Das Klima hat ihn aber hier mit einer dickeren Verwitterungsschicht, einem zugleich auch an organischen Stoffen reichen Boden bedeckt.

Die ganze Gegend trägt weit und breit üppigen Urwald, in dem mächtige Baumriesen auftreten. Mit Art und Feuer ist nur ein kleiner Theil des angekauften Terrains davon gelichtet und angebaut. Herr Soyaux, das frühere botanische Mitglied der Loango-Expedition, hatte im Auftrage der Firma Woermann die Anlage der Farm übernommen, im Jahre 1879 damit begonnen, und bis 1884 hat er dort mit reichlichen Geldmitteln zahlreiche Versuche angestellt.

Die freigeschlagenen, runden Kuppen und die sich etwas flacher abdachenden, längeren Hügel sind mit Liberiakaffee bepflanzt. In geraden, 10 Fuß entfernten Reihen im Quadratverbande bedecken die breiten, niedrigen Kronen der kleinen, einige Jahre alten Bäumchen schon einen großen Theil des Bodens, auf dem es so viel Arbeit kostet, die zahlreichen, schnell und mächtig emporwachsenden Unkräuter und Gräser nieder zu halten und zu entfernen. Die regelmäßigen, großblättrig und dunkel begrünten Pflanzungen auf freiem Boden sind wohlthuend anzusehen inmitten der schrankenlosen Wildniß und des auffallenden Fehlens aller geraden Linien, der hauptsächlichsten Marken kulturmenschlicher Thätigkeit.

Die Bäumchen stehen freilich auf einem einzigen geraden Stamme, aber sie werden buschartig breit und niedrig gehalten, damit alle Zweige leicht bepflanzt und beschnitten werden können.

Bei den schon tragenden Bäumen sitzen die Beeren dicht gedrängt um und in den Blattachseln und ziehen die Zweige durch ihr Gewicht herunter. Zwischen denselben und an anderen Stellen des Baumes blühen zeitweise im Uebermaße die radförmigen, spitz- und fleischigblättrigen, einen kleinen Trichter bildenden Blüten, deren blendendes Weiß in seiner Fülle scharf abstricht gegen die Blätter, und die einen betäubenden, süßlichen Geruch ausströmen, der angenehm ist, aber in der Nähe und länger genossen Kopfschmerzen verursacht.

Die jungen Pflanzungen sehen noch weniger regelmäßig aus. Das junge Unkraut schießt wieder durch das verdorrte, abgehackte. Die Stöcke, mit denen die jungen Pflanzen bezeichnet sind, und der umgehackte, bloßgelegte Boden zeigen freilich schon von fern die andauernde Pflege, aber die angebrannten und trockenen, oft hohen Stümpfe der früheren, stärkeren Waldbäume und die wegen zu großen Umfangs zuweiten liegenden gebliebenen Stämme sind noch frischer und treten auch mehr hervor, weil kein Grün sie verdeckt.

Zwischen diesen kleinen Hügeln liegen scharf einfallende, schmale Thäler, Ravinen, die mit freigeschlagen, aber nicht zur Anpflanzung benutzt sind und in denen in der Regenzeit kleine Bäche entlang fließen. Ueber das Gewir von Stämmen und Blöcken in ihnen hat sich ein dichtes Blattwerk gezogen, aus dem die Köpfe der jungen Urwaldherrscher sich schon wieder erheben. Nur die Delpalmen sind erhalten und stehen einzeln und gruppenweise schlank und hoch darüber. Seit sie von dem Schatten der Laubbäume befreit sind, tragen sie reichliche Früchte.

Die Kaffeefelder schließen sich in etwas langgestreckter Form an einander und sind rings umschlossen vom Urwalde, zwischen dessen hellgrauen Stämmen und Nesten der durch den seitlichen Freihieb Licht erhaltende Unterwuchs sich so

entwickelt hat, daß auch, wenn man dicht davor steht, nirgends zu erkennen ist, wo ein Stamm ungefähr dem Boden entspringt, und bei der sehr verschiedenen Höhe und Form der durch einander wachsenden Baumkronen und überall rankenden Schlinggewächse die Terraingestaltung nur nach größeren Hügeln und tieferen Thälern beurtheilt werden kann.

Die Wege sind von Herrn Schran angelegt, der fünf Jahre am Congo mit Erfolg thätig gewesen ist und die Vermessung und Kartirung der Farm und ihrer Umgegend ausgeführt hat. Sie sind schmal, nur für einzeln gehende Thiere und für Fußgänger berechnet, und doch in Anlage und Unterhaltung kostspielig genug. Das erhöhte Pflanzen und die Gräben müssen von dem auch auf den langen Urwaldstrecken wuchernden Pflanzenwuchse freigehalten werden, und die Regengüsse richten große Verheerungen an. Die Brücken sind von guten europäischen Bohlen gebaut, die auf Eisenbahnen ruhen.

An dem Wege, der nach Gabun führt, sind im Urwalde, wo derselbe nicht mehr zum Woermann'schen Besitze gehört, schon verschiedene Negeransiedelungen entstanden, und alle Eingeborenen in weitem Umkreise benutzen nicht mehr ihre gewundenen Pfade über Berg und Thal mit oft großen Umwegen. Sie konnten ja auch im Urwalde niemals die Richtung sicher verfolgen und die besten Stellen suchen, dazu gehören Kompaß, Nivelirinstrument und Bußsole. Wie schwer es aber ist, auch damit die beste Lage eines Weges zu bestimmen, kann man nur beurtheilen, wenn man den Urwald kennt, in dem weit und breit auch auf kurze Entfernungen kein freier Blick zu gewinnen ist. „Wenn Du diesen Weg gesehen hättest, ehe er da war!“ sagt irgend ein praktischer Engländer. Jetzt wandert und reitet man bequem und mit Vergnügen darauf durch die übrigens unveränderte Wildniß des Urwaldes. Die Haupttrichtung, in der die Farm von Gabun aus liegt, wurde seiner Zeit durch Karften bestimmt, die man auf derselben steigen ließ, und die von einem vor Gabun liegenden Dampfer gepellt wurden.

Ziemlich in der Mitte der Felder auf einem Hügel, von dem aus man die meisten übrigen übersehen kann, stehen die Gebäude der Farm. Zwei leichte Bretterhäuser auf gemauerten Pfeilern mit leichten, weit überfallenden Dächern, welche die ringsum laufende Veranda noch mit beschatten, enthalten die lustigen, hübsch ausgestatteten Wohnräume der Weißen. Namentlich das kleinere mit seinem weiß gestrichenen Dache und seinem braunen Holzwerke sieht sehr freundlich aus. Das größere, in dem Herr Soaux mit seiner Frau gewohnt hat, steht jetzt leer.

Vor den Häusern sind kleine Gärten angelegt, in denen einheimische Gewächse und europäische Pflanzen gedeihen. In dem etwas entfernten Gemüsegarten werden Gurken, Erbsen, Kohl, Salat, Radise u. s. w. nebst einigen tropischen Früchten gezogen. Alles das wächst bei sorgfältiger Pflege und stets frisch bezogener Saat gut. Der Hang vor dem Hause ist mit dem gegenüberliegenden zusammen zu einem Weideplatze mit Stacheldraht eingefriedigt. Ein Maulesel und drei tropische, hellfarbige Esel, wie sie in Senegambien sehr häufig sind, mit einem einzigen schwarzen Striche über dem Widerriste, weiden darin mit einigen der schmucken, kleinen afrikanischen Kinder und einem Stamme der spärlich behaarten Schafe, die nur Fleisch erzeugen.

Sinter den Wohnhäusern ist eine Regelbahn und eine Anzahl kleinerer Häuser, die Küche und die Geflügelhäuser in einer großen Drahtgittereinfriedigung, in der Puter, Hühner und Enten gezüchtet werden. Neben den Wohnhäusern ist ein Waarenhaus, in dem die schwarzen Arbeiter ihre täglichen Lebensmittelrationen, ihre Kleidung u. s. w. erhalten, die Wohnung des schwarzen Aufsehers und ein großer offener Arbeitsschuppen. Zwischen ihnen wird zur Erntezeit der Kaffee auf freiem Platze getrocknet, bearbeitet und verlesen.

Alle Häuser stehen auf Pfeilern und haben einfache Wände von Brettern oder Wellblech. Ueberall muß der Luftzug ungehindert durchstreichen können, weshalb auch die freie Lage auf dem Hügel besonders vortheilhaft ist. Die hohe Feuchtigkeit in Verbindung mit der großen Wärme verderben sonst alles schnell. Ueberall müssen ferner die Ungeziefer, die Ratten, Ameisen, Termiten, Schlupfwespen, Schwaben u. s. w. nachdrücklich verfolgt werden können. — Sehr viel Arbeit erfordert der Gras- und Unkrautwuchs auf allen Hof- und Wegflächen. Täglich sitzt eine Anzahl der Schwarzen dabei, ihn mit dem Rutlaß, dem Universalinstrumente, einem hirschfängerartigen, breiten, an der Spitze gebogenen Buschmesser, abzuhaufen.

Den erwähnten gegenüberliegenden Hügel krönt ein großes, eisernes Lagerhaus. An seinem seitlichen Abhange stehen die Häuser der Arbeiter, die verglichen mit den Hütten der Eingeborenen in jeder Beziehung viel besser sind. Die Arbeiter, deren etwas über 60 dort beschäftigt sind, stammen fast alle aus der Gegend von Kabinda nördlich vom Congo. Die Arbeit, die sie leisten, ist für den guten Lebensunterhalt, die Kleidung und Bezahlung, die sie erhalten, sehr gering, vor Allem aber gar nicht mit dem zu vergleichen, was ein deutscher Arbeiter arbeiten nennt. Dazu kommt, daß diese Leute immer nur ein oder zwei Jahre bleiben, um dann ihre Ersparnisse in der Heimath unterzubringen und so auch noch die Ueberfahrten und schwierigen Ersatzverschaffungen neben dem fortwährenden Anlernen und Kräftigen durch gute Lebensmittel die Arbeit sehr vertheuern. Die Versuche, die Herr Soaux gemacht hat, die dortigen Eingeborenen zur Arbeit heranzuziehen, sind alle gescheitert.

Ein solches Unternehmen, wie es die Sibangefarm ist, konnte eben nur Jemand wie Herr Woermann unterhalten, der die Verhältnisse kennt und über das nöthige Kapital verfügt. Durch die Anlage dieser einzigen Pflanzung an der ganzen Kiste zwischen Angola und Liberia hat er sich ein großes Verdienst erworben, indem er Erfahrungen gesammelt hat, die allen Denen zugute kommen können, die beabsichtigen, an der Westküste Afrikas Aehnliches zu unternehmen. Es ist nur zu bedauern, daß diese Erfahrungen so viel gekostet haben, daß Herr Woermann nicht von vornherein einen Mann hinausfandte, der neben Kenntnissen und Thatkraft auch Praxis in der Bewirthschaftung und Verständniß für die Lebensbedingungen einer Pflanze, für Pflanzung und Bodenbearbeitung gehabt hätte. Bei allem Fleiße ging das alles Herrn Soaux leider ab. Er war ein Gärtner, aber als solcher auch nur ein Systematiker der Botanik, wie seine vorzüglichen Sammlungen zeigen. Aus seinen landwirthschaftlichen Schöpfungen aber kann man doch reichliche Erfahrungen ziehen, um ähnliche Unternehmungen als unrentabel zu bestimmen oder mit sicherer Aussicht auf Erfolg in Angriff nehmen zu können.

Kürzere Mittheilungen.

Hardman's Forschungen im Kimberley-Distrikt.

Der Norden der Kolonie Westaustralien war bis 1879 ein unbekanntes Land. In diesem Jahre unternahm Alexander Forrest die erste Forschungsreise durch dies große Gebiet. Sie ging von der Mündung des Fitzroy (King Sound, in $17^{\circ} 32'$ südl. Br. und $123^{\circ} 37'$ östl. von Gr.) aus und endete in Port Darwin an der Nordküste. Forrest hatte glänzende Entdeckungen gemacht. Seine Reise führte ihn über herrliches, durch zahlreiche Flüsse bewässertes Weideland von beträchtlichem Umfange. Das große Nordgebiet erhielt dann den Namen Kimberley-Distrikt nach dem damaligen Kolonialminister Englands, dem Earl of Kimberley. Es begreift den Theil der Kolonie, welcher nördlich von $19^{\circ} 30'$ südl. Br. liegt und einen Flächeninhalt von ungefähr 134 000 englischen oder 6302 deutschen Quadratmeilen umfaßt. Am Schlusse des Jahres 1884 waren davon bereits 62 084 resp. 2920 von Squattern zu Viehweiden in Pacht genommen. Der Viehnapel an den Flüssen Fitzroy und Lennard zählte 46 839 Schafe, 960 Rinder und 287 Pferde und hat sich im Jahre 1885 erheblich vermehrt. Außerdem waren auf den Weideflächen am Ord R. jenseits der Wasserscheide, welche zu den vorzüglichsten in ganz Australien gehören sollen, große Heerden Rinder von Queensland aus eingetroffen. Die von den Squattern zu zahlende jährliche Rente beträgt 10 sh für je 1000 Acres oder 405 ha. Der Ankauf von Land, aber nicht unter 200 Acres oder 81 ha, ist auf 10 sh pro Acre oder 40 bis 46 Ar festgesetzt. Am östlichen Ufer des King Sound ist jetzt in $17^{\circ} 18'$ südl. Br. und $123^{\circ} 41'$ östl. v. Gr. eine Hafenstadt, Derby genannt, angelegt worden, wo auch der Polizeimagistrat des Distriktes residirt. Man hielt bisher das Klima für ein gesundes, allein die neuesten Nachrichten besagen, daß Europäer, wenigstens an den Flüssen Fitzroy und Lennard, fast ohne Ausnahme vom Fieber zu leiden haben. Man glaubt indes, daß sich das Klima auf dem höheren Zustande als ein besseres erweisen werde. Eine geradezu furchtbare Plage sollen die Moskitos sein. Aus diesen Gründen hält es schwer, Europäer für dortige Dienste zu engagiren, es sei denn unter Gewährung exorbitanter Löhne. Wie es scheint, wird man wohl die Eingeborenen, welche lenksam und gelehrig sind, zu Arbeiten verwenden können.

Der Regierungsgeologe der Kolonie Westaustralien, Mr. Edward T. Hardman, hat im Jahre 1884 den Theil des Kimberley-Distriktes, welcher zwischen $16^{\circ} 35'$ und $18^{\circ} 30'$ südl. Br. und zwischen $122^{\circ} 10'$ und $126^{\circ} 50'$ östl. von Gr. sich ausbreitet, genau erforscht und kartographisch dargestellt, und dann auch den, welcher, jenseits der Wasserscheide, zwischen $16^{\circ} 40'$ und 19° südl. Br. und zwischen $126^{\circ} 70'$ und $129^{\circ} 30'$ östl. von Gr. liegt. Wir geben aus seinem Berichte einen kurzen Auszug, zunächst aus dem ersten Theile seiner Reise.

Das hier in Frage kommende Gebiet umfaßt 12 800 englische oder 602 deutsche Quadratmeilen. Es ist eine große wellige, von der Küste ab nur allmählich (am Fuße der King Leopold Ranges zu 300 engl. Fuß oder 92 m) ansteigende Ebene, welche durch einzelne Gebirgszüge und zahlreiche isolirte Höhen unterbrochen wird. Im Norden, Nordosten und Osten wird sie durch fast kontinuierliche Höhenzüge begrenzt, die sich in Form eines Quadranten von Port Usborne in $16^{\circ} 38'$ südl. Br. und $123^{\circ} 28'$ östl. von Gr. bis zu den Quellen des Margaret R. in $18^{\circ} 14'$ südl. Br. und

$126^{\circ} 22'$ östl. von Gr. in der Länge von ungefähr 270 engl. Meilen oder 435 km hinziehen und in den King Leopold Ranges gipfeln.

Die Leopold Ranges erstrecken sich zwischen 17° und $18^{\circ} 30'$ südl. Br. von Nordnordwest nach Südöst und steigen 1500 bis 2000 engl. Fuß (457 bis 610 m) an. Da Peaks, wie Mount Krauß in $18^{\circ} 20'$ südl. Br. und $126^{\circ} 7'$ östl. von Gr., wenig vorkommen, so erscheinen sie wie ein Tafelland oder Plateau. Sie sind auf der Westseite abhüllig, zum Theil jäh abfallend, und bilden die eigentliche Wasserscheide. Alle Flüsse von Bedeutung entspringen dort.

Nächst den Leopold Ranges zählen zu den wichtigeren Gebirgen: die St. Georges Ranges südlich vom Fitzroy R. in $18^{\circ} 40'$ südl. Br. und 125° östl. von Gr. mit Mount Luckfield, 910, und Mount Dukes Dome, 870 Fuß; das Grant Range nördlich vom Fitzroy, in $18^{\circ} 4'$ südl. Br. und $124^{\circ} 7'$ östl. von Gr., 1010 Fuß; westlich davon Mount Anderson, 900 Fuß; das Napier Range in $17^{\circ} 20'$ südl. Br. und $124^{\circ} 45'$ östl. von Gr., 400 Fuß; das Usborne Range in $16^{\circ} 37'$ südl. Br. und $123^{\circ} 40'$ östl. von Gr., bis 600 Fuß; das Oscar Range in 18° südl. Br. und $125^{\circ} 30'$ östl. von Gr., 400 Fuß; und das Geikie Range in $18^{\circ} 5'$ südl. Br. und $125^{\circ} 45'$ östl. von Gr., 200 Fuß.

Das Land wird durch Flüsse und Wasserlöcher reichlich bewässert. Der bedeutendste Fluß ist der Fitzroy, welcher in den Leopold Ranges in $17^{\circ} 40'$ südl. Br. und 126° östl. von Gr. entspringt und nach einem halbkreisförmigen Laufe in der Länge von 250 engl. Meilen oder 402 km in den King Sound mündet. Sein Bett erweitert sich auffälliger Weise, je weiter die Entfernung von der Mündung, und erreicht allmählich eine Breite von 600 bis 700 m. Aus dieser Konfiguration des Flusses resultiren die großen Ueberfluthungen in der Regenzeit auf den anliegenden Alluvialflächen, indem die Masse Wasser, welche in dem breiten Bette des oberen Flusses herabstürzt, in dem verengten in seinem Laufe gehemmt wird. Die Ufer des Fitzroy sind an vielen Stellen hoch und steil, 30 bis 40 Fuß ist nicht ungewöhnlich, ja 110 engl. Meilen von der Mündung steigen sie 50 Fuß an. In $18^{\circ} 22'$ südl. Br. und $125^{\circ} 18'$ östl. von Gr. bildet der Fluß eine große Insel, Alexander Island benannt, und in der Nähe seiner Mündung eine zweite.

Ein starker Nebenfluß des Fitzroy ist der im Süden der Leopold Ranges entspringende Margaret, mit dem sich wieder der Mary R. verbindet. Der Margaret fällt in $18^{\circ} 9'$ südl. Br. und $125^{\circ} 40'$ östl. von Gr. in den Fitzroy, und auch sein Bett erweitert sich aufwärts. Wenngleich beide Flüsse in der Regenzeit kolossale Massen Wasser fortwälzen, so vermindert sich doch der Fitzroy in der trockenen Saison zu einem schwach dahin fließenden Bächlein, und der Margaret liegt dann auf längeren Strecken ganz trocken oder zeigt nur hier und dort Wasserlöcher.

Ein zweiter nicht unbedeutender Fluß ist der Lennard. Er entspringt im Norden der Leopold Ranges in der Nähe von Mount Eliza in $17^{\circ} 18'$ südl. Br. und $125^{\circ} 12'$ östl. von Gr., fließt durch das Napier Range und theilt sich in $17^{\circ} 22'$ südl. Br. und $124^{\circ} 20'$ östl. von Gr. deltaartig in zwei Arme, den nördlichen Meda und den südlichen May, welche beide, 10 engl. Meilen von einander entfernt, in die Stokes Bay des King Sound münden. Ungleich dem Fitzroy erweitert sich sein Bett nach der Mündung zu, seine Ufer sind nicht hoch und auch die Fluthen in der Regenzeit weniger heftig. Seine Länge beträgt ungefähr 120 engl. Meilen oder 193 km.

Ein dritter Fluß von einiger Bedeutung ist der Reightley mit seinen Nebenflüssen Robinson und Townsend, welcher von Norden kommend ebenfalls in die Stokes Bay fällt.

Geringere Wasserläufe sind der Trent, welcher in 16° 35' südl. Br. und 123° 38' östl. von Gr. in Port Usborne mündet; der Stewart ebenfalls dort; der Logue, welcher sich in den Dünen an der Mündung des Fitzroy verliert; der Frazer, welcher mit dem Fitzroy zusammen mündet, und der Brooking, welcher im Oscar Range entspringt und dem oberen Fitzroy zusießt, sich aber verliert, ehe er ihn erreicht.

Kleine Landseen, wie Lake Fosceline westlich vom Mount Whyure, und Tonpfannen, in denen das Wasser oft permanent ist, kommen häufig vor.

Zu Seiten der Flüsse haben die Fluthen lehmige und zum Theil sandige Massen in der Breite von 3 bis 10, ja an den Flüssen Lennard, May und Meda bis 30 engl. Meilen und mit einer Tiefe bis 30 Fuß abgelagert. Dies Alluvium, welches sich zu Weiden vorzüglich eignet, hat einen ungefähren Umfang von 3355 englischen oder 158 deutschen Quadratmeilen.

Die zweite Forschungsreise Hardman's bezieht sich auf den östlich von den King Leopold Ranges und zwischen 16° 40' und 19° südl. Br. und 126° 30' und 129° 30' östl. von Gr. liegenden Theil, im Umfange von 10 000 englischen oder 470½ deutschen Quadratmeilen. Die Leopold Ranges, in denen so viele Flüsse von Bedeutung ihren Ursprung nehmen, bilden die von Nordnordwest nach Südöst streichende Wasserscheide. Sie liegt vornehmlich dort, wo in 18° 16' südl. Br. und 127° 37' östl. von Gr. und 8 km südlich von dem 675 m hohen Mount Barrett¹⁾ die Wasser des Ord nach Osten und die des Margaret nach Westen laufen, macht sich aber kaum bemerkbar, da das Land von der Meeresküste ab nur allmählich ansteigt. Mr. Hardman überschritt sie in der Höhe von 404 bis 427 m über dem Meerespiegel.

Der Ord ist der wichtigste Fluß im Kimberley-Distrikt. Er fließt anfänglich in nordöstlicher, dann aber in nördlicher Richtung, bis er in den Cambridge-Golf, einen vorzüglichsten Hafen an der Nordküste, mündet. Der Ord wurde im Jahre 1879 durch Alexander Forrest entdeckt und von ihm nach dem damaligen Gouverneur der Kolonie Westaustralien, Sir Harry Ord, benannt. Wegen Krankheiten unter seinen Reisegefährten und wegen Mangels an Lebensmitteln konnte Forrest damals den Fluß nicht weiter verfolgen. Im Jahre 1885 erforschte Mr. W. J. O'Donnell den Ord von da ab, wo Mr. Forrest gezwungen war, ihn zu verlassen, bis zu seiner Mündung in den Cambridge-Golf in der Nähe von Quoin Hill in 15° 18' südl. Br. und 128° 8' östl. von Gr. und entwarf eine Karte von seinem Laufe. Es war dies eine Länge von 362 km. Der Ord zeigt an seiner Mündung eine Breite von ziemlich 5 km, verengt sich aber 16 km aufwärts, bis wohin er mit Booten befahren werden kann, auf 30 bis 50 m. Im Durchschnitt läßt sich die Breite seines Bettes auf 240 m bestimmen. An manchen Stellen erweitert es sich auf 1000 m, während es auch wieder, wo der Fluß sich durch rauhes gebirgiges Terrain zu zwingen hat, sehr schmal wird. Namentlich vom östlichen Ufer ab dehnt sich Alluvialland in der Weite von oft 25 bis 32 km und mit dem vorzüglichsten chokolatfarbigen und dunkelbraunen Boden im ganzen Kimberley-Distrikt aus. Das von den Schäferbesitzern so hoch geschätzte Mitchell Gras (*Astrela elymoides*) wächst hier in großer Menge.

Zu den Nebenflüssen des Ord zählt an erster Stelle der Elvire, so benannt nach der Gattin des Explorers und jetzigen Kronlandministers der Kolonie Westaustralien, Mr.

John Forrest. Der Elvire entspringt 14 km südlich von dem vorerwähnten Mount Barrett und etwa 8 km vom Ramm der Wasserscheide. Er beginnt als ein schmales, unbedeutendes Bächlein, aber schon nach einer Entfernung von 11 km erweitert sich sein Bett zu dem eines Flusses. Nach einem östlichen Laufe von 32 km wendet er sich im Albert-Edward Range durch eine tiefe, enge und nur in der trockenen Saison passbare wilde Schlucht, deren Wände aus metamorphischen Felsen 100 bis 150 m über dem Bette ansteigen. Hierauf läuft er ungefähr 64 km über größtentheils fruchtbare, aber durch bis 18 m tiefe Senkungen im Erdboden, Villabouys genannt, häufig unterbrochene Alluvialflächen hin, die sich in der Breite von mehreren Kilometern, bis sie durch Sand- und Kalksteinfelsen abgesperrt werden, zu Seiten der Ufer ausbreiten. Zuletzt fällt er in den Pantou R., welcher nach einem weiteren Laufe von 32 km wieder in den Ord mündet. Dies ist die Auffassung des Regierungsfeldmessers Harry F. Johnston¹⁾, der diesen Fluß im Jahre 1884 entdeckte und benannte. Mr. Hardman dagegen ist anderer Ansicht. Er hält den Elvire, welcher von seinen Quellen ab bis zur Verbindung mit dem Pantou eine Länge von 105 km hat, für den oberen Ord, und den sogenannten oberen nordwestlichen Ord des Mr. Johnston mit einer Länge von 72 km sowohl, wie den im Ganzen 64 km langen Pantou nur für Nebenflüsse des Ord. Der letztere würde nach dieser Annahme, welche die richtige zu sein scheint, eine Gesamtlänge von ungefähr 600 km erhalten.

Der von Westen herkommende Pantou fließt ziemlich parallel mit dem Elvire. Sein rauhes und schwer zugängliches Bett führt durch metamorphische Felsen, welche aus Gneis und Schiefen, mit Quarz durchsetzt, bestehen.

Ein anderer wichtiger Nebenfluß des Ord ist der Negri, ebenfalls von Alexander Forrest im Jahre 1879 entdeckt und nach dem Baron Negri in Turin benannt. Der Lauf dieses Flusses ist erst bis 5 km südöstlich von dem 394 m hohen Mount Napier, auf dem östlich vom Elvire R. gelegenen und vorzüglich begrastem Antrim-Tafellande mit basaltischem Boden, bekannt. Auf 64 km fließt er nordnordwestlich, dann wendet er sich westlich und fällt, 209 km südlich vom Cambridge-Golf, in 17° 3' südl. Br. und 128° 45' östl. von Gr. in den Ord. Der Negri hat, wie die meisten Flüsse dieses Distriktes, ein weites und sandiges Bett von oft 100 bis 120 m Breite und wird größtentheils von hohen Ufern mit tiefem Alluvium, unter welchem Sandstein, Schiefer und Kalkstein lagern, eingeschlossen. In der trockenen Jahreszeit zeigen sich in ihm nur hier und dort Löcher mit gutem Wasser. An der Stelle, wo er in den Ord mündet, wird aber das Wasser völlig salzig und diese Inkrustationen bedecken den Rand der Felsen. Gute Weidflächen breiten sich an den Ufern aus.

Der Negri wird durch mehrere Creeks gespeist. Einer davon dürfte wahrscheinlich die Fortsetzung des Stirling Creek in dem zur Kolonie Südaustralien gehörigen Northern Territory sein. Ein anderer, welcher nordwestlich von dem 22 km östlich von der südaustralischen Grenze isolirt gelegenen und abgeplatteten Mount Pantou, 350 m, herkommt, wurde Nelson Creek benannt.

Anderer in den Ord einfallende kleinere Wasserläufe sind die von Süden herfließenden Nicholson, Vinacre und Forrest, deren Quellen zur Zeit noch unerforscht sind. Sie münden, kurz vor der Mündung des Pantou und in geringer Entfernung von einander, in den Ord. Der bedeutendste unter ihnen ist der Nicholson, welcher eine Länge von ungefähr 40 km zu haben scheint.

An den Ufern des Ord und seiner Nebenflüsse entlang gewahrt man fast durchweg eine sehr üppige Vegetation. Unter den vielen Akazienbäumen zeichnet sich die schöne

¹⁾ Mount Barrett ist, so viel die Forschung bisher ergeben, der zweithöchste Berg im Kimberley-Distrikt. Der höchste ist der 64 km westlich davon gelegene Mount Malcolm mit wenigstens 765 m.

¹⁾ Crown Lands and Surveys of Western Australia for the year 1884, p. 18 bis 20.

White Acacia von beträchtlichem Umfange und mit prachtvollen Schmetterlingsblumen aus. Die Cajepubäume (*Melaleuca Cajeputi*) erreichen öfters eine kolossale Höhe. Eine bis 20 m hohe prachtvolle Fächerpalme wächst am Obire, und ein dortiges Thal, in welchem man auf ein herrliches Wäldchen dieser Palme stieß, benannte man Palm Valley. Der Water Pandanus oder Screw Pine, sowie eine kleinere Art Bambusrohr sind am Ord sehr verbreitet. Am Negri fand man ein dem Zuckerrohr sehr ähnliches Gewächs. Der Calubar, ein dem Eucalyptus rostrata oder Red Gum gleichender Baum, war an den Nebenflüssen des Ord sehr allgem.

Die Gebirgsformation ist östlich von den Leopold Ranges eine viel complicirtere und dabei rauhere und wildere als auf der westlichen Seite. Mr. Gardman handelt darüber ziemlich ausführlich und giebt den Höhenzügen und Bergen ihre Namen. Am südöstlichen Rande der Leopold Ranges ziehen sich nach Nordost langgestreckt die Mueller Ranges, deren höchste Punkte in Mount Hurley, 568 m, Mount Ball, 575 m, und Mount Malcolm, 765 m, liegen; nach Süden das Haughton Range; nach Nordwest das Albert-Edward Range, ein hohes Sandsteingebirge; und nach Südost, ungefähr 16 km von den Leopold Ranges, das Lubbock Range etc.

Eine 80 km weit nach Nordost sich ausdehnende Hügelreihe wurde Mc. Clintock Ranges und eine 40 km westlich davon gelegene und stark abgeplattete Kette Ramsay Range benannt. In 18° 16' südl. Br. und 127° 37' liegt der schon aus weiter Ferne sichtbare Mount Barrett, 675 m. Von demselben laufen mehrere Hügelreihen aus, unter denen die südwestliche, 475 m, die bedeutendste ist. Ungefähr 25 km östlich vom Mount Barrett erhebt sich in der Richtung nach Nordost ein ziemlich hohes, zur Zeit noch unbenanntes Gebirge.

Auf der östlichen Seite der Leopold Ranges begegnete man nur wenigen Eingeborenen. Sie bedrohten wiederholt Mr. Gardman und dessen Begleiter, fühlten sich aber zum Angriffe zu schwach. Sie scheinen für den Dienst der Weißen wenig verwendbar zu sein. Am Lubbock Range waren die Männer beschnitten und die Frauen hatten durch ihre durchbohrten Nasenknorpel Stückchen Holz gesteckt. Ihre Todten, in Baumrinde eingehüllt, schleppen sie lange Zeit mit sich herum, bis sie zu Mumien eingetrocknet sind, und placiren sie dann in hohlen Felsen, auf Bäumen oder auf der Spitze von Nestern der weißen Ameise.

Die größte Hitze erfuhr man im September und Oktober, wo das Thermometer im Schatten auf 40,5° C. stieg, während im Juli der Höhepunkt sich nur auf 22° C. belief.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der Name des einstigen polnischen Fürstenthums Rußavien soll in demjenigen eines neu zu bildenden preussischen Kreises wieder aufleben, und zwar als Süd-Rußavien für die südliche Hälfte des bisherigen Kreises Znowrazlaw. Derselbe gehört seinem Areale (165 228 ha), wie seiner Bevölkerung (ca. 90 000 Einwohner) nach zu den größten der Monarchie, ist zum größeren Theile von Polen bewohnt und grenzt auf einer Strecke von mehr als 80 km an Rußland. Dies, sowie der Umstand, daß sich in den letzten Jahren im Kreise Znowrazlaw bedeutende Industriezweige entwickelt haben, lassen seine Theilung in zwei Kreise erwünscht erscheinen. Der Sitz des neuen Landrathsamtes soll Strelno werden.

— Das württembergische Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten hat bei den beteiligten Staaten eine Vereinbarung zu gemeinschaftlicher und gleichmäßiger Vornahme der Tiefenmessungen des Bodensees und Herstellung einer Bodenseekarte in Anregung gebracht und damit den Vorschlag verbunden, in Friedrichshafen eine Kommission von Sachverständigen zusammentreten zu lassen, welche den Auftrag erhielt, über Umfang und Methode der auszuführenden Arbeiten, sowie über die Zeit der Ausführung eine Verständigung zu treffen. Der schweizerische Bundesrath hat seine Bereitwilligkeit erklärt, diese Kommission zu beschicken und hat diese Anregung begrüßt, um so mehr, als schweizerischerseits der Haupttheil der Arbeit bereits ausgeführt ist.

— Seit 1879 hat sich die Bevölkerung von Bosnien und der Herzegowina um 15 Proc., von 1 158 440 auf 1 336 101 Seelen im Jahre 1885 vermehrt. Fast alle Bewohner sind von südslavischer (serbokroatischer) Herkunft und Sprache; der Religion nach zerfallen sie aber 1885 in 492 710 Mohammedaner, 571 250 orthodoxe Griechen, 265 788 römische Katholiken (vom griechischen und lateinischen Ritus), 5805 Juden und 548 Anhänger verschiedener Bekenntnisse.

— In einer langen Abhandlung über Capri in der „Allgemeinen Zeitung“ kommt Dr. Reinhold Schöner auch

darauf zu sprechen (1886 Nr. 41, Beilage), daß die blaue Grotte in Tiberius' Zeit keinen Ruf besessen hat, daß kein antiker Schriftsteller sie erwähnt, während sie den Alten doch offenbar bekannt war, wie die Spuren ihrer Benutzung, Reste künstlicher Anlagen augenscheinlich darthun. Es muß ihr eben damals der von uns jetzt bewunderte Lichteffect gefehlt haben, der bekanntlich auf der geringen Weite des Grotteneinganges beruht. Mancherlei Anzeichen sprechen nun dafür, daß der Nordrand der Insel, in welchem die Grotte sich befindet, zur Zeit des Tiberius um etwa 6 m höher als heute aus dem Meere emporstieg, daß er im Laufe der folgenden Jahrhunderte sich um nahezu 11 m senkte und daß er in der neueren Zeit wieder um fast 5 m sich gehoben hat. Den heutigen Zugang zur Grotte bildet ein ca. 1 m breites, 2 m hohes Loch in der Felswand, das aber nur um 1,07 m über den Wasserspiegel emporragt. Nur 1½ m unterhalb und seitlich dieses Loches nimmt man eine andere gewölbte Oeffnung wahr, welche 15 m tief reicht und 12 m breit ist. Es ist also klar, daß zu der Zeit, in welcher der Wasserspiegel um 6 m tiefer lag, der Eingang nicht durch das kleinere Loch, sondern durch die große Bogenöffnung gebildet wurde, deren jetzt 2,40 m unter dem Wasserspiegel befindliche Wölbung damals 3,60 m über demselben lag. Das Licht konnte demnach frei eindringen und keine außergewöhnliche Wirkung hervorbringen. — Nahezu 5 m über dem jetzigen Meeresniveau sieht man an den Wänden der Grotte eine Reihe von Ausbühlungen, die nur durch das Wasser hervorgerufen sein können. Die Insel muß also in nachantiker Zeit um 5 m tiefer als heute, um 11 m tiefer als im Alterthume im Wasser gestanden und diese Lage Jahrhunderte lang behalten haben. Während dieser Zeit konnte man, da auch der heutige Eingang an 4 m unter Wasser lag, von der Existenz der Grotte keine Kenntniß haben, und in der That wird ihrer vor dem Beginne des 17. Jahrhunderts nicht Erwähnung gethan (zuerst 1607 in Capaccio's Geschichte von Neapel).

A f i e n.

— Unter dem Titel „Nordenskiöld's Begafahrt um Asien und Europa“ (Leipzig, F. W. Brockhaus) hat E. Erman im engen Anschlusse an des Reisenden größeres Werk eine zusammenhängende kürzere Beschreibung jener epochemachenden Reise verfaßt, welche sich an ein größeres Publikum wendet. Nordenskiöld's eigener Bericht ist vielfach durch weit aussholende Kapitel über die früheren Nordostfahrten und die Schilderung der Naturverhältnisse in den Polarländern der alten Welt unterbrochen, ist keine Reisebeschreibung im eigentlichen Sinne; eine solche zu geben, war E. Erman's Bestreben.

— Mey Elias, bekannt durch seine Reise in der Mongolei, hat soeben eine Erforschungsreise längs des oberen Druß, durch Schignan und Koschan nach Badakshan, vollendet; er fand überall gute Aufnahme.

— Ueber den Rückgang und die zunehmende Verwüstung der bucharischen Provinz Karakul (südwestlich von der Stadt Buchara) berichtet H. Moser in „A travers l'Asie Centrale“ S. 193 Folgendes. Das Land ist zum Theil gut angebaut, aber bei großer Hitze fehlt es an Wasser. In Folge davon, daß sich am mittleren Zerawtschan, der jetzt in russischem Besitze ist, der Ackerbau ausbreitet, erhält die Provinz Karakul als die letzte, bis wohin die Wasser des Flusses gelangen, nur wenig davon; die Bewässerungsgräben verlanden und zahlreiche Einwohner verlassen ihre Wohnungen, um anderwärts fruchtbareren Boden zu suchen. Einst, als der Zerawtschan noch ganz in Buchara floß, hätte so etwas nicht vorkommen können, da die Verwaltung der Arysks (Kanäle) überall auf gerechte Vertheilung des Wassers hielt. Heute können sich die Anwohner des Unterlaufes des Flusses nur bei ihrem Emir beschweren, welcher die Klagen periodisch den Behörden in Samarkand übermittelt, wo sie keine Berücksichtigung finden. Denn dort wird in Folge des sich ausdehnenden Ackerbaues jetzt mehr Wasser verbraucht, natürlich auf Kosten der Provinz Karakul, die dergestalt zu einer langsam fortschreitenden, aber sicheren Verwüstung verurtheilt ist.

— Ueber die Bedeutung der Zinnausbeute in dem britischen Schutzstaate Perak (Halbinsel Malakka) macht der französische Ingenieur Errington de la Croix, der das Land wiederholt bereist hat, im „Bulletin“ der Pariser geographischen Gesellschaft (1885, S. 394 ff.) interessante Angaben. 1876 wurden 2054 Tonnen Zinn producirt, 1882 schon 7149, 1884 aber 10 272. Zu dieser raschen Entwicklung hat namentlich die Vollendung des Port Weld und der von dort nach Tchai-peng führenden Eisenbahn beigetragen. Letzterer Ort selbst, vor wenigen Jahren noch ein Haufen elender Hütten, hat bereits ein ganz civilisirtes Aussehen gewonnen, besitzt breite, von Baumreihen und Ziegelhäusern eingefasste Straßen und ist der Mittelpunkt zahlreicher, nach allen Richtungen ausstrahlender Straßen. Heute fließen die Einnahmen des Staates fast ganz aus der Steuer auf das Zinn, das zudem nicht an seinen ursprünglichen Lagerstätten, sondern nur aus dem Alluvium gewonnen wird; von Ackerbau ist noch wenig die Rede, und gerade der Bergbau ist es, der demselben schadet; denn sobald die Zinnlager erschöpft sind, so ziehen die Arbeiter davon und lassen weite Strecken ungewässerten, sterilen Bodens zurück, die für den Anbau ganz ungeeignet sind. Neuerdings hat nun die Regierung der Straits Settlements nach langen Verhandlungen die Aufhebung des Gesetzes erlangt, welches die Ausfuhr von tamulischen Kulis unterfragt, und erhofft von diesem Erfolge den Anbruch einer neuen Zeit für Perak, das bald einen hohen Platz unter den Ackerbauländern einzunehmen bestimmt ist. Auch die topographische und geologische Erforschung und Aufnahme des Landes läßt sich die Regierung sehr angelegen sein; die Küsten werden vermessen, die Flora untersucht, meteorologische Stationen sind angelegt und in Tchai-peng ein naturwissenschaftliches Museum eröffnet worden. — Als Errington de la Croix die Mine von Salak besuchte, mußte er sich den aber-

gläubischen Forderungen der dortigen Chinesen unterwerfen, d. h. seine Schuhe ausziehen und den Sonnenschirm schließen, da diese beiden Dinge die Eigenschaft besitzen sollten, die das Erz im Schooße der Erde bewachsenden guten Geister zu vertreiben. Ein Chinese, gegen welchen der Reisende äußerte, daß diese für Europäer sehr unbequeme Maßregel vielleicht nur den Zweck hätte, indiscrete Besucher fern zu halten, versicherte ihm, daß dieser Glaube keineswegs chinesischen, sondern malayischen Ursprunges sei. Die Zinnminen gehörten einst den Radschahs des Landes, und die Eingeborenen glauben, daß die Metalle unter dem Schutze von Geistern (Antu) stehen, welche tief verletzt werden, sobald man das Erz mit Schuhen tritt, nicht anständig bekleidet ist oder einen offenen Sonnenschirm in der Hand hält. Dann verläßt der Geist sofort die Grube und nimmt alles Zinn mit sich hinweg. Diesen Aberglauben haben die einwandernden Chinesen respectiren müssen und haben ihn sich dermaßen zu eigen gemacht, daß sie den Geistern einen eigenen Kultus weihen. Vor jeder Grube steht ein kleiner Altar, auf welchem sie den Geistern Früchte und Thee opfern und Petarden losbrennen.

— Von Potanin's Expedition, über welche wir zuletzt im vorigen Bande S. 80 berichteten, sind inzwischen mehrere Berichte in St. Petersburg eingelaufen. Er ist nach Kukucho gegangen, hat Anfangs August 1884 südwestlich von dieser Stadt den Hwang-ho überschritten, durchkreuzte die Landschaft Ordos, welche den großen nördlichen Bogen des Hwang-ho einnimmt, setzte ein zweites Mal über denselben Strom und traf Anfangs November in Lan-tschou-fu ein. Während des Winters machte Potanin ethnologische Studien bei den Saloren und Schorongol-Mongolen im Westen, während der Naturforscher Beresowski sich nach Süden zur Wasserscheide zwischen den Gebieten des Hwang-ho und Jang-ke-kiang wandte. Am 15. April 1885 begab sich die wieder vereinigte Expedition nach dem aus Prshewalski's Reisen bekannten Si-ning-fu, zog von dort im Mai südwärts, überstieg einen 3660 m hohen Paß und traf am 6. Mai in Gui-dui (2290 m hoch am Hwang-ho gelegen) ein. Dann ging es in süd-südöstlicher Richtung in den Grenzbezirken zwischen Kansu und Tibet über drei Hochplateaus und die dazwischen liegenden Thäler nach Min-tschou (in der Provinz Kansu) und weiter südwärts über die Wasserscheide in das Gebiet des schon dem Jang-ke-kiang tributären Pai-shui. Von der, an demselben gelegenen Stadt Si-gu-hien ist Potanin's letzter Brief (vom 2. Juli 1885) datirt. — Wo der etwa 35 deutsche Meilen lange Pai-shui sich mit dem Tschien-shui vereinigt, liegt die Stadt Tschan-hwa-hien, welche früher von Baron Richthofen und Graf Szehenyi passirt worden ist.

A f r i k a.

— Teifferenc de Vort hat bei seinen Forschungen im Tghargar südlich von Tuggurt gefunden, daß die Verwüstung dieses Gebietes durch die kolossalen Sanddünen auf dem Ostufer erst in neuerer Zeit erfolgt ist. Die Tuareg machen die Gegend bis nach Bir-es-Suf hin immer noch unsicher und der Reisende fand diesen wichtigen Punkt verlassen. Weiter östlich ist seit der Unterwerfung der Worghamma und der Ued Jacub Ruhe geschafft. Der Reisende gelangte über Rhurd-Rumeb, wo er die unverkennbaren Spuren eines einen Kilometer langen Süßwassersees antraf, glücklich nach Gabes.

— Herr Ruire, der bekanntlich in dem See Kelbia bei Kairuan (Tunisien) den Palus Tritonis der Alten gefunden zu haben glaubt, hat seine Untersuchungen mit Unterstützung der französischen Regierung auch im vorigen Jahre fortgesetzt und glaubt nun auch den alten phönizischen Hafen am Eingange des Sees gefunden zu haben. Eine Bekräftigung bleibt allerdings abzuwarten.

— Die Mailänder Gesellschaft für commercielle Erforschung Afrikas plant eine neue Expedition nach Zeila und

Umgebung, an deren Spitze Graf Peter Porro stehen wird. — Eine andere italienische Expedition, die der Herren Capucci und Cico gnani nach Schoa, ist gleich zu Anfang auf Hindernisse gestoßen. Ende August vorigen Jahres erreichte sie die Hauptstadt des Sultans von Aussa, der für freien Durchzug von ihr 3000 Mariatherefiathaler erpressen wollte, so daß nach langwierigen Verhandlungen Capucci nach Assab zurückkehrte, um das Geld zu holen. Nachher gelang es, den Sultan mit weniger als der Hälfte zufrieden zu stellen und die Reise fortzusetzen. — In Godscham (Süd-Abyssinien) hat Graf A. Salimbeni die Temscha, die durch den Birr dem Blauen Nil tributär ist (nicht diesen letzteren selbst, wie der „Globus“ Bd. 47, S. 384 berichtete), mit einer dreibogigen Brücke von 4 m Breite und 38 m Länge überspannt. Es ist das die erste, welche seit der Zeit der Portugiesen in Abyssinien erbaut worden ist; sie wurde im December 1884 begonnen und im folgenden März vollendet, wird von den Einheimischen als Wunderwerk angestaunt und hat den König Johannes höchlich zufriedengestellt.

— Von dem durch seine Reiserwerke über Algerien und Montenegro bekannten früheren Pastor Dr. B. Schwarz aus Freiberg, welcher in diesem Winter, irren wir nicht, im Auftrage des Reichskanzleramtes eine Reise in die Hinterlande von Camerun unternahm, erhält der „Dresdener Anzeiger“ folgende Mittheilung vom 27. Januar 1886. „Ich fühle mich veranlaßt, Ihnen über eine Expedition zur Erforschung der Hinterlande von Camerun, die ich geführt habe, und die allgemeines Interesse finden dürfte, eine vorläufige kurze Notiz zugehen zu lassen. Ich traf über Hamburg Anfangs November vorigen Jahres in Camerun ein und brach bald darauf schon an der Spitze von einigen 40 Bahwiri-Trägern (aus dem Camerun-Gebirge) von Viktoria aus nach dem Inneren auf, dabei die von Ziller nur erkundete, aber noch von keinem Europäer in ihrer ganzen Länge durchmessene große Handelsstraße nach dem Calabar-Flusse einhaltend. Ueber die Planken des imposanten Camerun-Pfils und ihre gefunden, von reicher Tropenfülle umgebenen großen Dörfer kam ich so nach Bakunduland, an die Grenze des bisher bekannten Gebietes, wo ich leider den mir beigesellten Begleiter, Gardelieutenant von Prittwitz-Gaffron, der stark am Fieber litt, zurücksenden mußte. Ich selbst drang von da weiter ostwärts in eine von Rogozinski wohl erstrebte, aber bislang noch von keinem weißen Manne erreichte, von den auf ihre Handelsprivilegien sehr eifersüchtigen Völkern auch streng bewachte Gegend ein, betreffs derer sich die wenigen vorhandenen Karten denn auch ganz falsch erwiesen. Durch endlose, an Elephanten, Gummi-Lianen und wildem Kaffee reiche Urwälder kam ich nach Ueberschreitung des Gumba-Flusses in das an menschenüberfüllten Städten reiche Gebiet von Bafoe, woher die Küstenvölker ihre Sklaven, Del und Elfenbein beziehen, eine ebenso landschaftlich reizende, als relativ kultivirte Hochebene. Hier wohnen die Ackerbau und selbst Viehzucht treibenden Bafarami, die bisher der Welt nicht einmal dem Namen nach bekannt waren. Es gelang mir, hier ein gut Stück gegen Osten vorzurücken, doch verhinderte mich schließlich ein Angriff durch 500 bewaffnete Neger, den bereits ganz nahen oberen Calabar zu erreichen. Mittels mehrtägiger Kanoefahrt auf dem ganzen Nungo kam ich darauf glücklich wieder an die Küste. Ich hoffe, durch eine spätere größere Veröffentlichung einiges Licht in die bisher so wenig bekannten und vielfach schief beurtheilten Verhältnisse der Hinterländer unserer neuen Kolonie zu bringen. Mit herzlichem Gruß Ihr ergebensster Dr. B. Schwarz.“

Australien.

— Ueber die Forschungsreise, welche Mr. David Lindsay in Begleitung von fünf Europäern am 26. Oktober 1885 antrat (vergl. oben, S. 46), sind jetzt die ersten Nachrichten eingegangen. Die Gesellschaft war am Finke River

angelaugt und befand sich ohne Ausnahme wohl. Ihre erste Aufgabe, den Verlauf dieses Flusses kartographisch zu bestimmen, sowie nach Spuren des verschollenen Dr. Leichhardt zu forschen, hatte sie beendet. Mr. Lindsay sandte, seiner Zusage gemäß, einen kurzen Bericht nach Charlotte Waters, einer Station des Ueberlandtelegraphen in 25° 53' südl. Br. und 135° 34' östl. von Gr., von wo derselbe nach Adelaide telegraphirt wurde. Sein Inhalt ist dieser. „Ich habe mit großer Sorgfalt den Lauf des Finke verfolgt und fand, daß er sich in den Sandhügeln, welche ostnordöstlich von Dalhousie, in 26° 26' südl. Br. und 135° 45' östl. von Gr. liegen, verliert. Bei heftigen Regenschluthen jedoch fließen seine Wasser dem Spring Creek Flut und dann dem Macumba River zu und breiten sich zuletzt über einer immensen, mit Eucalyptus hemiphloia (box-tree) bestandenen Ebene aus. Das Land am Finke zeigt einen vorzüglichen Graswuchs und Wasser ist in zahlreichen Löchern hinreichend vorhanden. Irgend welche Spuren von Leichhardt aufzufinden, ist uns nicht gelungen. In der stark bewaldeten Gegend konnten wir unmöglich sämtliche Bäume untersuchen, ob sich eine Inschrift des Dr. Leichhardt daran befände.“

Dagegen meldet der „Melbourne Argus“, daß der Kameeltreiber Billoch, früherer Begleiter des Mr. Mc. Intyre auf seiner Forschungsreise im Jahre 1866, am 10. Januar 1886 von Cloncurry aus ein Telegramm an Dr. Ferdinand von Müller in Melbourne eingefandt habe, besagend, daß er die Ueberbleibsel der Dr. Leichhardt-Expedition aufgefunden habe. Cloncurry, im nördlichen Queensland (20° 40' südl. Br. und 140° 35' östl. von Gr.), ist ein Ort mit 250 Seelen im Centrum eines Kupferminen-Distriktes. Weitere Nachrichten fehlen. Henry Greffrath.

Inseln des Stillen Oceans.

— Wie die „Colonies and India“ berichten, hat Dr. Haacke, der wissenschaftliche Begleiter der Everill'schen Neu-Guinea-Expedition, seinen Reisebericht veröffentlicht. Die wissenschaftlichen Resultate sind wohl nicht so wichtig, wie man erwartet hatte, besitzen aber immerhin großen Werth und die Fachleute, welche die zoologische und botanische Sammlung der Expedition besichtigt haben, waren durch den Reichthum derselben angenehm überrascht. Daß die Expedition, wenn man die Sache vom geographischen Standpunkte betrachtet, gewissermaßen Schiffbruch gelitten, muß verschiedene widrigen Umständen zugeschrieben werden. Die Jahreszeit war ungünstig für die Erforschung des Inlandflusses und Kapit. Everill war mehr oder weniger gezwungen, schon erforschten Boden wieder zu betreten. Dr. Haacke's Urtheil über das Land als Weideland ist ganz entschieden ungünstig und, wie es scheint, ist diese Ansicht sehr begründet. Wenn die Expedition ihr Ziel auch nicht erreicht hat, nimmt sie doch ihre Stelle in der Geschichte von Neu-Guinea ein.

— Ueber den neuen Vulkan in der Tongagruppe bringt „Science“ einen Bericht des Premiers Mr. Baker, der mit seiner Familie und einigen Mitgliedern der englischen Kolonie in Tonga die Stelle besuchte. Der Bericht ist leider ein Muster, wie man eine solche Erscheinung nicht schildert; über den Ausbruch wird eigentlich nur gesagt, daß er „an awful grand sight“ sei. Die Expedition konnte sich der Ausbruchsstelle bei prächtigem Wetter bis auf 1½ bis 2 Miles nähern; alle 1 bis 2 Minuten erfolgte ein Ausbruch, aber die neue Insel war so von Dampfwolken umgeben, daß man nichts Genaueres erkennen konnte. Doch ließ sich ihre Größe auf 2 bis 3 Miles, ihre Höhe auf ca. 60 Fuß schätzen. Sie liegt auf der Südostseite des Culebra-Riffes der Karte von 1865; die genaue Position wird angegeben mit 20° 21' südl. Br. und 175° 28' westl. L. Es wäre sehr zu wünschen, daß dieses merkwürdige Phänomen nicht ohne wissenschaftliche Beobachtung vorüberginge.

N o r d a m e r i k a.

— Die Kommission zur Untersuchung der projektirten Eisenbahnlinie von dem Nordostende des Winnipeg-Sees zur Hudsonsbai ist am 17. Januar nach Winnipeg zurückgekehrt (vgl. oben S. 144). Sie hat die Reise in Kanoes angetreten, vor aber mit denselben schon im Oktober ein und mußte von da an Schlitten, von Menschen gezogen, als Transportmittel benutzen. Erst Anfang November schlossen sich auch die größeren Seen; am 30. November wurde York Factory, die Endstation, erreicht. Major Jarvis fand für einen Eisenbahnbau nirgends ernsthafte Schwierigkeiten und überall genügend Bauholz; das Land ist beinahe ganz eben aus Sand und Kies gebildet; an der Mündung des Nelson-River findet sich ein ausgezeichnete Platz für die Endstation. Die ganze Linie würde 310 Miles lang werden.

— Nach einer Statistik von Dr. Poole ist die Sterblichkeit unter den Negern und Mulatten in Washington fast doppelt so stark, wie unter den Weißen; die schlimmsten Monate für sie sind, wie für die Weißen, die Sommermonate. Im Februar übertrifft die Zahl ihrer Todesfälle die der doppelt so starken weißen Bevölkerung.

S ü d a m e r i k a.

— Ueber die bisherigen Reisen des Dr. ten Kate in Surinam (vgl. „Gloбус“ Bd. 48, S. 16) theilte Prinz Roland Bonaparte in der Sitzung der Soc. de Geogr. de Paris am 22. Januar u. a. Folgendes mit. Nachdem der Reisende einige Studien in Paramaribo gemacht hatte, wo er am 13. Juni angekommen war, begab er sich nach dem oberen Para, wo er Indianerhöfner besuchte und einige alte Bekannte von der Ausstellung in Amsterdam (1883) antraf. Hierauf ging er nach den wenig besuchten Ufern der oberen Cottica und des Patamaca, wo Buschneuer und Indianer aufgesucht und reiche zoologische Sammlungen angelegt wurden. Die mühseligen Untersuchungen in der Nähe von Coronie ergaben keinen bedeutenden Erfolg; von dort wurde die Reise nach dem oberen Saramacca zum weiteren Studium der Buschneuer (Beku- und Musinga-Stamm) fortgesetzt. Ten Kate konnte hier einige Messungen vornehmen; die Bevölkerung hat jedoch schon viel von ihrer ethnographischen Bedeutung verloren. Am 10. September trat er eine zweite Reise an, welche 78 Tage dauerte; am 11. schon traf er am Cappe-name ein Lager von Indianern, die mit Negern gemischt sind und in Surinam Karbugros genannt werden. Sie geben sich selbst für Kariben aus, zeigen aber eine sonderbare Mischung des Indianer- und Negercharakters und, da es glückte, viele Messungen vorzunehmen, darf man vielleicht von dort wichtige Resultate erwarten. Weiter wurden verschiedene Indianerhöfner besucht; unter den dort wohnenden Stämmen sind die Arrowak hervorzuhellen, die allerdings noch manche alte Einrichtungen, welche an das Clanwesen erinnern, bewahren, in ethnographischer Beziehung aber viel von ihren Eigenthümlichkeiten verloren haben. Beinahe die ganze Bevölkerung wurde hier gemessen. Der Reisende wendete sich nun mit wenigen Begleitern nach dem oberen Niserie, wo er bis zum dritten Wasserfall gelangte. Da die Gegend sehr bewaldet und ganz unbewohnt ist, und er überdies mit Fieberanfällen zu kämpfen hatte, kehrte er am 7. Oktober nach Arrowak zurück, von wo er am 12. über den unteren Niserie den Rückweg antrat, um noch den Korantin (Corentyne) zu besuchen; nachdem die Reise einmal

wegen Krankheit unterbrochen worden war, kam er am 22. nach Dreala, der englischen Missionsstation. Er reiste über Land nach Georgetown, von wo er am 27. November wieder Paramaribo erreichte. Am 1. December hatte er bereits 106 verschiedenen Stämmen angehörige Individuen vollständig gemessen.

V e r m i s c h t e s.

— Dr. Gustav Warneck. Welche Pflichten legen uns unsere Kolonien auf? Eine Berufung an das christliche deutsche Gewissen. (Zeitfragen des christlichen Volkslebens, XI, 3 u. 4. Heilbrom, Gebr. Henninger.)

So wenig wir von unserem Standpunkte aus uns mit der Tendenz der vorliegenden Schrift, welche durch den Titel ja genügend scharf bezeichnet ist, einverstanden erklären können, so gestehen wir doch gerne zu, daß sie sehr vieles Beachtenswerthe enthält und empfehlen sie unseren Kolonialfanatikern sehr dringend zur Lektüre. Der Verfasser bestreitet, daß unsere neuen Erwerbungen überhaupt Kolonien genannt werden können, da sie zum Kolonisiren absolut ungeeignet sind. Wir sind also unbedingt auf die Kräfte der Eingeborenen angewiesen und in der richtigen Erziehung dieser Kräfte besteht unser ganzes koloniales Problem. Der Autor reißt den Menschenfreunden, die nur Kolonien wollen, um sich an einer großen Civilisationsaufgabe zu betheiligen, die Maske mit aller Entschiedenheit ab; nicht um die Civilisirung des Negers gilt es den meisten, sondern um Handelsvorteile für uns; das Besitzrecht des Eingeborenen kommt durchaus nicht in Frage, und noch weniger, ob ihm unsere Besitzergreifung nützt; aber die einzige Rechtfertigung für die Besitznahme würde darin bestehen, daß der Besitznehmende auch wirklich zum Wohltäter der Eingeborenen wird. Der Verfasser verlangt also Schutz der Eingeborenen gegen die Vergewaltigung durch die Weißen, ihre Erziehung und natürlich ihre Christianisirung, und zwar durch den strenggläubigen positiven Protestantismus. Ob letzterer sich wirklich für den Neger eignet? Für die Schule verlangt Verfasser nur Biblische Geschichte, Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen, und zwar ausschließlich in der Muttersprache. Seine Wünsche gegenüber der Kolonialregierung faßt er in drei Bitten zusammen. 1. Unterstützung der als solche ganz unabhängig bleibenden Missionsgesellschaften durch Gewährung freier Fahrt, unentgeltliche Hergabe von Grund und Boden für die Stationen, und Uebernahme der Druckkosten für sprachliche Arbeiten; 2. Anstellung nur positiv gläubiger Beamter oder wenigstens keiner Gegner der Missionen und 3. Unterdrückung des Schnapshandels. Letzterem wenigstens können wir uns nur entschieden anschließen, denn das Beispiel der mohammedanischen Gebiete in Ostafrika beweist, daß es ohne Schnaps auch geht. Zwei weitere Bitten an den Großhandel, mehr Geld für die Missionen und Anstellung nur solcher junger Leute, die sich zu einem christlichen Lebenswandel verpflichten, werden schwerlich Beachtung finden, aber einer anderen möchten wir ernstlich die Erfüllung wünschen, obschon ihre Adresse, „der christliche Adel deutscher Nation“, als ein seltsamer Anachronismus erscheint; sie fordert die Errichtung von Musterwirthschaften und Industrieschulen; wollen die Missionare sich ernstlich diesem Zwecke widmen, so wird ihnen Unterstützung, wehn auch nicht vom Johanniterorden aus, nicht fehlen. Ko.

Inhalt: G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883. XI. (Mit fünf Abbildungen und einer Karte.) — de Dobbeler: Die Samojeden. II. — A. Freiherr von Hammerstein: Die gegebenen Vorbilder für den Landbau im Camerun-Gebiete. II. (Schluß.) — Kürzere Mittheilungen: Hardman's Forschungen im Kimberley-Distrikt. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Südamerika. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 17. Februar 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.